BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rau, Heribert,

Jean Paul culturhistorisch-biographischer Roman in vier Theilen

Bd.: 3

Leipzig (1861)
P.o.germ. 1926 z-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126636-2

Lesezirkel 1926 H 13 Rau

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit : . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lese=
geld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn= und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

24365

Jean Paul.

Culturhistorisch-biographischer Roman

in vier Theilen

von

Heribert Rau.

Dritter Theil.

Lindauersche Bibliothek.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1861.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Die Titanide.

Seite

1. Das Ideal 3
2. Verstehen und Mißverstehen 23
3. Die Freifrau 42
4. Im Gefängniß 62
5. Zwei Kometen und ihre Bahnen. 86

Nachtschatten.

6. Der Jubelsenior, das Kampanerthal und der Titan. . . 115
7. Ein lichter Stern. 130
8. Bad Eger 140
9. „Was ich ersponnen“ 158

Himmel und Hölle.

10. Im Buchhandel 171
11. In Leipzig 190
12. Ideal und Wirklichkeit 216
13. Höllen-Tage 241
14. Frei! frei! frei! 271

Die Titanide.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Ideal.

In dem Garten des Schlosses, welches der Minister Hardenberg — so oft er sich in Baireuth aufhielt — bewohnte, bewegte sich diesen Abend eine ebenso zahlreiche, als glänzende Gesellschaft; denn Carl August, Freiherr von Hardenberg, war ja jetzt der eigentliche Regent des Landes.

Der Markgraf hatte nämlich schon vor einiger Zeit die Regierung niedergelegt, und Anspach und Baireuth an Preußen abgetreten. Hardenberg wurde nun zum preußischen wirklichen geheimen Staats-, Kriegs- und dirigirenden Minister ernannt, und vom Könige beauftragt, an seiner Statt die Huldigung der Bürger und Truppen der Fürstenthümer anzunehmen. In demselben Jahre erhielt er den rothen Adlerorden, den Charakter eines Cabinetsministers und, als Administrator des einverleibten Landes, Sitz und Stimme im Cabinetsministerium. Beim Beginn des Krieges gegen Frankreich berief ihn dann der König zu sich nach

Frankfurt am Main, wo er für den Bedarf der preußischen Armee zu sorgen hatte; dann wurde er von dem Könige nach Basel gesendet, unterhandelte nach dem Tode des Grafen von Golz mit Barthelemy, dem Gesandten der französischen Republik, den Frieden und schloß denselben auch wirklich am 5. April 1795 ab. So kehrte Hardenberg — jetzt auch mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt und belohnt — in die Fürstenthümer zurück, deren Regierung und Organisation nach preußischem Fuße von nun an — d. h. vom Jahre 1796 an, demselben, in welchem wir in unserer Geschichte stehen, — seine Hauptaufgabe war.

Hardenberg hatte sich hier bald der allgemeinsten Theilnahme und Achtung zu erfreuen. Konnte sich doch derjenige, der nur kleine deutsche, steife, schulmeisterische, hinter einem halben Dutzend Vorzimmer verschlossene, von Bettelvolk belagerte Minister kannte, keinen Begriff von der Leutseligkeit, Liebenswürdigkeit und Zugänglichkeit Hardenberg's machen.

Er lauschte seinen Untergebenen ordentlich an den Mienen ab, was ihnen angenehm sein könnte; nahm Kenntniß von ihren innersten häuslichen Verhältnissen; kam, wo er irgend Einen von seiner Lage gedrückt glaubte, mit Vorschüssen und Remunerationen entgegen; ja, er konnte beinahe empfindlich darüber werden, wenn ein
cher zu verstockt war, sich ihm anzuvertrauen. Dabei

ließ er Jeden möglichst in das Fach übergehen, in welchem er am liebsten arbeitete; riß wider Willen oder ohne große Verbesserung Keinen aus seinen Verhältnissen, und suchte — wo er abschlagen mußte — wenigstens auf andere Weise zu trösten und zu entschädigen.

Kein Wunder war es daher, daß er, mit den von ihm verwendeten Kräften, das Erstaunliche zu leisten vermochte; und da auch der gewöhnliche Mann sein redliches Streben zum Wohle des Staates und seiner Bürger anerkennen mußte, so konnten Vertrauen und Achtung nirgends ausbleiben. Freilich war die Aufgabe: den Augiasstall der Markgrafenthümer Anspach und Baireuth zu reinigen, ebensowenig eine kleine, als eine angenehme, zumal es in der menschlichen Natur und vorab in der deutschen liegt, an allem Alten und Hergebrachten fest zu halten und Jeden, der mit Neuerungen kommt, als Feind zu betrachten. Dennoch überwand Hardenberg bei den Vernünftigeren der Fürstenthümer auch dieses Vorurtheil und den Widerwillen gegen das Aufgehen in Preußen, da sein Streben: ein kräftiges gesundes Staatsleben und gute Institutionen zu schaffen, nicht verkannt werden konnte. Der Geist einer vernünftigen Freiheit durchwehte ja dabei seine sämmtlichen Schöpfungen und nur die Dunkelmänner — die wie die Eulen und Fledermäuse den leisesten

Strahl des Lichtes, den Hahnenruf des Morgens scheuen — schrieen über den demagogischen Minister.

Am meisten freilich gewann sich Hardenberg die Gemüther — namentlich des dortigen Adels — durch seinen Hang zur Großmuth und Gastfreiheit, die ihn, trotz seiner großen Einkünfte, immer noch eine Zubuße von dreißigtausend Gulden seiner jährlichen Renten kosteten. Auch war er ein Mann, der gern lebte und leben ließ und seinen Festen daher einen Glanz, einen Reiz und eine so glückliche Freiheit und Ungenirtheit zu geben wußte, daß Jeder, der das Glück hatte, denselben beizuwohnen, sie nur mit Entzücken verließ.

Auch heute, als an seinem Namensfeste, war eine zahlreiche Gesellschaft geladen, und da es ein wundervoller Augusttag war, sollte die sicher noch schönere Nacht den Glanzpunkt desselben bilden.

Ein reiches, ungemein splendides Diner hatte sich bis zur Dunkelheit verlängert. Jetzt trat die Gesellschaft — entzückt und fast überreizt von den kostbaren und seltenen Genüssen der Tafel, erwärmt und erheitert von den Gesprächen, erhitzt und aufgeregt von den köstlichen Weinen und dem Champagner — in den Garten, aus dem ihr schon durch die geöffneten Flügelthüren des Salons eine milde und doch gegen die Temperatur des Speisesaales wohlthuend frische und wonnig kühle Luft entgegenwehte.

Aber bei dem ersten Blick in den Garten blieben Alle wie gebannt stehen!

Himmel! . . . welch' ein Zauberer hat sich dir, du kleines Baireuth, genaht, um diese Feenwelt der Farben und des Glanzes zu gestalten? War es der Geist des nahen Fichtelgebirges, der die Legion seiner Kobolde gesandt, die wunderbaren Schätze der Unterwelt hier auszustellen und den weiten Garten mit allen Arten flammender, sprühender Edelsteine zu übersäen? . . .

Bäume, Sträuche, Alleen, Boskets, Lauben, Schlangenwege . . . alles, alles erglänzte von zahllosen Lämpchen in allen Farben: roth, grün, gelb, weiß, violett und blau!

Von dem Vordergrunde aus, — den geöffneten Flügelthüren des großen Gartensalons gegenüber, wo sich die Gesellschaft jetzt befand — führten breite Gänge nach rechts und links, deren Wölbungen aus so dicht zusammengesetzten Lichtern bestanden, daß das Ganze wie eine einzige buntfarbige Feuermasse aussah. Phantastische Kronleuchter hingen von diesen grün überdachten Wölbungen herab, ebenfalls aus buntem Feuer gebildet.

Diesen Gängen strömten jetzt, unter Ausrufen des Entzückens und der Bewunderung, die Gäste zu . . . da dehnte sich plötzlich vor ihnen ein geräumiger Platz mit Bäumen, in dessen Mitte sich ein freistehender,

nach allen Seiten offener türkischer Kiosk erhob. Säulen, Gewölbe, Treppen und Dach erschienen dem staunenden Auge nur als leichte, schwunghaft gezogene feurige Linien; rings um den Kiosk herum aber erblühte aus Gebüschen und Beeten ein Zaubergarten, dessen unzählige bunte Blumen als leuchtende Glasglocken aus dem Moose der Beete, aus der Blätterfülle der Gebüsche auftauchten: dunkelglühende Rosen, — auf schlanken Stengeln weiße glänzende Lilien!

Hierhin, dorthin zerschlägt sich jetzt die Menge der geputzten strahlenden Gäste: vornehme Herren, liebliche reizende Frauen und Mädchen, alle glühend, alle heiter, alle wie in einem poetischen Rausche schwelgend. Da ertönen die herrlichen Klänge eines unsichtbaren Musikchores aus dunkeler Waldparthie, mit Mozartischen Melodien die Seele lockend und heranziehend. Aber bei jedem Schritte zeigt sich etwas Neues, etwas Ungeahntes!

Plötzlich steht vor den Ueberraschten — die sich, trotz der verschiedenen Wege, wieder auf einem Platze zusammengeführt sahen — eine Art Panorama mit lebenden Bildern. Außer sich vor Staunen ruhen die Blicke auf einem wogenden Meere, ein gestrandetes Schiff, dessen Wrack und gebrochene Masten von den empörten Wellen hin- und hergeworfen werden, regt — täuschend — leises Mitleid an und giebt das Gefühl

behaglicher Sicherheit. Am Ufer lagert eine Räuberbande, in ihrer Mitte befinden sich die Passagiere jenes Schiffes, verzweifelte Frauen, gefesselte Männer. Und wieder erschallen hinter dem Bilde die entsprechenden musikalischen Weisen eines anderen Musikchores.

Doch nicht lange fesselt die jetzt schon verwöhnte Menge diese Erscheinung. Genien treten aus den Gebüschen und winken zu folgen. Die Biegung des Weges läßt die Gesellschaft sich auf kurze Zeit in dunkele Gartenparthien verlieren, bis sich plötzlich die Nacht wieder in Tag verwandelt und Alle auf einem weiten, mit Gittern eingezäunten Rasenplatze stehen, an dessen Ende sich ein stolzes mittelalterliches Schloß mit Zugbrücken und Thoren, mit Zinnen und Erkern erhebt; hoch oben flattern buntfarbige Fahnen, und aus den Fenstern, die wie bei einem Bankette erleuchtet sind, tönen lustigabwechselnd Trink- und Tanzweisen.

Aber die fröhlichen Melodien schweigen und mit einemmale fliegen zahllose Raketen bis zu einer fabelhaften Höhe empor, neigen sich oben zierlich und sprühen unzählige Sterne in dem glänzendsten Farbenlichte aus: in roth, grün, gelb und weiß, von einer Gluth und einem Glanze, daß sie die stillen ewigen Funken, die weit in der Unendlichkeit glühen, zu erlöschen drohen. Aber sie sind es, die erlöschen, wie alles Täuschende der Erde, während die ruhig leuchtenden ewi-

gen Sterne ihnen groß, ernst, . . . mitleidsvoll . . . auf ihrer kurzen Fahrt durch's kurze Dasein nachschauen!

Auch Leuchtkugeln steigen nun gegen den dunkelen Nachthimmel empor, abermals in allen Farben: — Sonnen prasseln, . . . Schwärmer zischen . . . und jetzt bildet all' dies Feuerwerk durch einander die schönsten Figuren: bald riesenhafte Sterne, bald kleine Tempel, Feuerregen, glühende Wasserfälle, . . . bis das Ganze mit dem Erscheinen der königlichen Namenszüge in Brillantfeuer schließt.

Aber das Fest war ja damit noch nicht zu Ende . . . nur eine längere Pause der Erholung war den erschöpften Sinnen gewährt und so zerstreuten sich die Gäste in Gruppen, kleineren Gesellschaften oder paarweise in die größeren oder kleineren Gänge, in die hell erleuchteten oder dunkelen und verschwiegenen Theile des weitläufigen Gartens, wie eben Lust, Laune, Uebermuth oder das süße Spiel der Liebe sie trieb. — — —

„Sagen Sie mir nur, mein lieber Herr von Berton," — rief in diesem Augenblicke der Legationssekretär von Beyme, ein kleines dünnes Männchen, das trotz seinem vorgerückten Alter mit aller Gewalt noch wie ein Jüngling erscheinen wollte — „sagen Sie mir doch um des Himmels Willen, wie Sie es machen, daß Sie Vierteljahre voraus die Bescheide errathen, die

wir, von Berlin aus, auf unsere Berichte und Anfragen erhalten."

„Nun!" — entgegnete Herr von Berton lächelnd — „das ist eben keine Hexerei!"

„Sie müssen merkwürdige Verhältnisse in der Residenz erhalten."

„Auch nicht eines, das in dieser Beziehung von Wichtigkeit wäre."

„Aber woher haben Sie alsdann die fast immer eintreffenden Bescheide?"

„Von mir selbst."

„Unmöglich!"

„Warum?"

„Wie können Sie aus sich selbst wissen, wie da oben entschieden wird?"

„Sehr leicht."

„Pah! Sie wollen mich düpiren!"

„Fällt mir nicht bei, mein Edler."

„Nun so gestehen Sie!"

„Wohlan denn . . . aber . . ."

„Nun?"

„Sie müssen schweigen."

„Wie das Grab."

„Also . . . Sie wollen wissen, wie ich es mache, daß ich oft Vierteljahre voraus die Bescheide verkün-

den kann, die wir von Berlin auf unsere Berichte und Anfragen erhalten?“

„Ja denn . . . so ist es . . . das frug ich Sie.“

„Eh bien!“ — sagte hier Herr von Berton lächelnd — „ich rathe jederzeit auf das, was mir das möglichst Unpassendste, Schiefste und Wunderlichste scheint, und . . . da kann ich so ziemlich sicher sein, daß es auch so kommt.“

Der Legationssekretär war erschrocken zurückgefahren — „Silence!“ — rief er dabei, den Finger auf den Mund legend und sich scheu umsehend. — „Bedenken Sie doch mein Bester, wo wir sind!“

„Wo?“ — rief Herr von Berton lachend — „in einem Zaubergarten! . . . und wie? . . . in rosiger, seliger Champagnerlaune. Credo, quia absurdum est . . . glaube immer, was das Dümmste ist! sagt schon Vater Augustinus.“

In diesem Augenblicke ließen sich Stimmen vernehmen. Berton und Beyme sahen sich um, traten aber rasch mit tiefer Verbeugung zurück, denn aus einem der Nebengänge trat eben der Staats- und Cabinetsminister von Hardenberg hervor, an seiner Seite eine schlank gebaute reizende Dame, mit der er sich köstlich zu unterhalten schien. Ihr wunderschönes Antlitz glühte und blühte voll Rosen der Lust. Sie schien so recht

in ihrem Elemente, während ihre Blicke glänzend und doch schwärmerisch nach dem nächtlichen Himmel gerichtet waren, der hie und da durch das Laubwerk der Bäume in seiner ewigen Pracht herniedersah. Sie trug ein Kleid von schwerem weißem Atlas, nach damaliger Mode sehr weit ausgeschnitten und so glatt und eng anliegend, daß sich bei jedem Schritt die zauberhaften Formen ihres Körpers plastisch hervorhoben. Eine veilchenblaue Schärpe mit goldenen Franzen umschlang die zarte Taille. Das prächtige, kastanienbraune Haar war von dem Nacken hinauf in einen Chignon gewunden, während ein künstlicher Veilchenkranz leicht und gefällig, wie eine aus Farben und Duft gewobene Krone, auf ihrem schönen Haupte ruhte. Eine Schnur kostbarer Perlen fiel über die Schultern herab und wiegte sich wonnig auf dem zarten, schwellenden und sinkenden Busen, der mit ihnen um Zärte und Weiße stritt.

„Aber Excellenz!“ — sagte mit heiterem Tone die schöne Frau eben, noch ehe sie bei dem Umbiegen aus dem Seitengange die beiden Herren bemerkt hatte, und ihr Fächer traf leise die Hand des Ministers, der die Perlenschnur, die sich etwas verschoben hatte, ordnen wollte, — „lassen Sie doch die Kindereien und antworten Sie mir lieber auf meine Frage: warum man sich in den meisten Ministerien so gerne mit mittelmäßigen statt mit genialen Köpfen umgiebt?“

„Liebste Freundin!“ — rief hier der Minister, griff hastig nach der Hand der schönen Frau, drückte sie heftig und sagte — „ein Minister“ — hier erst bemerkte er Berton und Beyme; aber er nickte ihnen, ohne die mindeste Verlegenheit, lächelnd zu — „ein Minister, der sein Handwerk versteht, wird sich niemals einen genialen Kopf zu seinem Handlanger aussuchen. Als Minister will ich nichts, als ganz allein meine eigenen Gedanken in Worten ausgedrückt, meine Gedanken als Verhaltungsregeln mitgetheilt und meine Gedanken, ohne allen Zusatz, echt und rein vollzogen wissen und das geschieht am sichersten durch Menschen, die in solchen Dingen für ihre Person gar keiner eigenen oder anderen Gedanken fähig sind. Ein genialer Kopf dagegen, seien Sie versichert, wird sich zu einer solchen Handlangerarbeit nicht lange bequemen, sondern mir überall seine eigenen Ideen auf eine so glänzende, überraschende und listige Art unterschieben, daß ich am Ende eitel genug wäre, sie als die meinigen in Lauf zu bringen, hingegen dann aber eben so gewiß auch ganz schmählich von meinem eigenen schlichten Wege abkommen würde. Dagegen, meine Vortreffliche, weiß ich ganz gut, in welchen Fällen ich einen guten Kopf, wie einen Arzt, zu Rathe ziehe, temporär gebrauche und dafür dann auch außerordentlich belohne. — — Aber lassen wir doch jetzt die leidige Politik . . .“

Das Weitere konnte man nicht mehr hören, da beide Gestalten auf's neue in einen Seitenweg einbogen.

„Mon dieu!" — rief jetzt Herr von Berton — „wenn dem Minister jemals eine Frage gelegener kam, als diejenige, die eben von so schönen Lippen an ihn gerichtet wurde, so will ich Zeit meines Lebens in Baireuth oder Anspach bleiben und unser göttliches Berlin nie wiedersehen."

„Woher schließen Sie das?" — frug der Legationssekretär, indem er sich den Backenbart mit einem Taschenkämmchen kräuselte.

„Weil ich ihm vor kurzem indirect dieselbe Frage unterbreitete. Die Antwort, die er der schönen Frau gab, . . . galt zum großen Theile mir! O, ich kenne ihn; er hätte sich sonst nicht so ungenirt einer Dame gegenüber, die ihm sogar noch ziemlich fremd ist, geäußert und am allerwenigsten mit so lauter Stimme."

„Aber da kommen wir ja gerade auf etwas" — rief Herr von Beyme — „über das ich Sie schon vorhin fragen wollte. Ich vergaß es nur durch die Ueberraschung, die man uns nach der Tafel bereitet hat: wer ist dies himmlische Weib?"

„Das ist eine nicht seltene Species aus dem Frauengeschlecht, eine von jenen, die mit dem Himmel und der sündigen Welt zugleich coquettiren."

„Hm!" — meinte der Legationssekretär — „dann

möchte ich ihr Engel und ihr Teufel zugleich sein. Sie ist hinreißend."

„Wohin reißend?"

„Wahrscheinlich auch in Himmel und Hölle zugleich. Aber wer ist sie? was ist sie? wie heißt sie?"

„Halt! halt!" — rief Berton lachend. — „Sie fragen ja wie ein Inquisitionsrichter . . . oder . . . wie ein Verliebter!"

„Machen Sie meine geschwinde Zunge durch die Schnelligkeit der Ihren zu Schanden. Wer ist die Göttliche?"

„Es ist Freifrau von Krüdener, eine geborene Baronesse von Vietinghoff."

„Und woher?"

„Ihr Vater stammt aus einer alten deutschen Familie, die den Kreuzherren manchen Großmeister gab, und war einer der reichsten Gutsbesitzer Kurlands."

„Und ihr Gatte?"

„War ein liefländischer Edelmann, Freiherr von Krüdener, russischer Gesandter in Kopenhagen und später in Venedig."

„Warum sagen Sie war? ist er gestorben?"

„Für ihren Engel ja, denn er hat sich von ihr scheiden lassen.

„Von diesem himmlischen Wesen?"

„Das ihm vielleicht auch manchen Blick in die Hölle gönnte."

„Wie wäre das möglich? diese sanften Augen, . . . diese milden Züge . . ."

„So hat Herr von Krüdener gewiß auch gedacht, als er seine schöne Juliana in ihrem vierzehnten Jahre heirathete."

„Im vierzehnten Jahre!" — rief der Legationssekretär, und seine Augen leuchteten wie die eines Faun. — „O der Glückliche!"

„Sie lascive Seele!" — sagte Herr von Berton lächelnd und drohte mit dem Finger.

„Aber warum ließ sich der Mann denn scheiden?" — frug Beyme weiter — „entsprach sie vielleicht seinen Erwartungen nicht?"

„Im Gegentheil" — versetzte Berton — „sie soll ihn im Anfange durch ihre Schönheit, durch ihre Liebenswürdigkeit, durch Herz und Geist entzückt haben."

„Ja, . . . Geist muß sie auch besitzen, sonst würde sich der Minister nicht so angezogen fühlen."

„Fräulein von Vietinghoff kam schon sehr jung mit ihrem Vater nach Paris."

„Und wurde dort erzogen, . . . das sieht man ihr auf den ersten Blick an."

„So ist es! Sie erhielt dort eine sehr sorgfältige Erziehung und fand im väterlichen Hause, worin sich

stets ein Kreis der gebildetsten Männer zu versammeln pflegte, die trefflichste Gelegenheit, ihren Durst nach höherer Bildung zu befriedigen, so daß ihre Kenntnisse und ihr Witz bald allgemeine Bewunderung erregten."

„Und woher wissen Sie dies alles so genau?" — frug hier der Legationssekretär, indem er mit dem Freunde in eine andere belebtere Allee einbog, während seine Augen — aus ihren Höhlen hervortretend — in Nähe und Ferne die reizende Erscheinung, von der sie sprachen, suchte.

„Weil ich damals in Paris oft selbst in das Vieting=hoffische Hôtel kam."

„Und weiter, weiter! . . . wie kam es, daß sich der Freiherr scheiden ließ?"

„Weil er eben, wie ich vorhin schon sagte, mit ihr Himmel und Hölle zugleich geheirathet hatte!"

„Sie sprechen fortwährend in Räthseln, lieber Baron."

„Dann spreche ich des Gegenstandes würdig. Frau von Krüdener ist in der That ein Räthsel und . . vielleicht sich selbst am meisten."

„Wollen Sie nicht für mich der Schlüssel dazu sein?" — frug Behme heiter. — „Man hat Ihnen ja doch einen Kammerherrnschlüssel versprochen, . . . üben Sie sich!"

„Bei Gott, er wird witzig!" — rief Herr von Ber=

ton ironisch — „was Champagner und Liebe nicht alles zuwege bringen!“

„O, reden Sie doch, und lassen Sie mein Herz nicht verbluten!“

„Auch noch sentimental! nun, Sie neuer Werther, ich will Sie nicht quälen: Frau von Krüdener gehört zu jenen weiblichen Wesen, die mit Geist . . . einem natürlichen Hang zur Schwärmerei, mit dem Streben nach Tugend . . . eine zu große Leidenschaftlichkeit besitzen. Ihr Herz war von jeher eine tiefe Quelle religiöser Gefühle; eine . . . vielleicht allzu religiöse Erziehung hatte dieselben entwickelt, aber auch überspannt. In den Tagen ihrer Kindheit hatten Engel mit lieblichen Blumen um sie gespielt; ihre junge Phantasie erging sich unter Blumen und Blüthen religiöser Empfindungen, und der Himmel war der Vertraute ihrer kleinen Freuden und Leiden. Später lebte sie in Paris in der Schule des Rationalismus der französischen Encyclopädisten, welchen die Natur durch stolzes Forschen zum zwecklosen Mechanismus wurde, denen die Religion als listiger Betrug erschien, die jedes fromme Gefühl dem Spotte preisgaben und jede Erhebung des Gemüthes als Schwärmerei verfolgten. Mußten da ihre Gefühle nicht umschlagen und einen anderen Halt suchen? Ihr Geist ließ sich blenden von anderen blendenden Geistern . . .

mit einem Wort . . . mit all' ihrer Schwärmerei ließ sie sich in dem anstürmenden Leben der großen Städte, in dem wogenden Meere des Genusses und der Zerstreuungen, welche die Stellung ihres Gatten und ihr Reichthum mit sich brachten, . . . zu vielfachen Verirrungen hinreißen."

„Und so kam es zur Scheidung?"

„Trotz der beiden Kinder, die sie ihrem Gatten geboren."

„Und wie kommt der Engel, den ich jetzt doppelt verehre, hieher?"

„Auf einer Reise von Paris nach Leipzig, wo sie ihren Sohn besuchen will. Dalberg hat sie an Hardenberg empfohlen, da sie im Preußischen nach ihrer schwärmerischen Weise wirken will."

„Wirken?"

„Ja, als Buße für ihre Fehltritte hat sie sich auferlegt: jetzt die Menschheit zu bessern und zu bekehren, . . . die Religionen zu einigen und . . ."

„Halten Sie ein, Freund!" — rief hier der Legationssekretär — „ein Heiliger macht Tausende. Ich fühle mich auch in diesem Momente von der Last meiner Sünden zerknirscht . . ."

„Das wäre kein Wunder!"

„Ich spüre auch Reue."

„Ein desto größeres Mirakel!"

„O helfen Sie mir den Engel finden, Baron! . . . er soll mich bessern und bekehren!“

Berton lachte laut auf, dann rief er: — „das hieße ja den Bösen mit dem Himmel liebäugeln und Engel mit dem Satan spielen lassen. Nein, Freundchen, da reiche ich meine Hand nicht, ich könnte sie mir am höllischen Feuer verbrennen. Ueberhaupt gehe ich lieber mit Menschen . . . als mit Geistern der Höhe und der Tiefe um . . . auch liebe ich, namentlich bei Weibern, das rein Menschliche am meisten.“

Fanfaren, die vom Schlosse herübertönten, riefen in diesem Augenblicke die Gesellschaft zusammen. Die beiden Herren folgten heiter gestimmt dem lustigen Rufe. Im großen Gartensalon lockten fröhliche Weisen zu munterem Tanze.

Der Garten war jetzt leer und wie ausgestorben.

Nur ein Plätzchen war es nicht. Es war tief versteckt, aber desto reizender, stiller und wunderbarer. An den Seiten, umgeben von dichtem Gebüsch, zeigten sich seltsame steinerne Unthiere, welche Wasserstrahlen hoch emporwarfen. Melancholisch plätscherte das Wasser und erschien, durch tiefhängende Lampen, blau gefärbt. Das selbe Licht aber zeigte eine Grotte, an deren Eingang eine Sybille aus weißem Marmor über ihren Büchern brütete, während vor ihr auf dem Dreifuße der unheilvolle Trank stand.

Wie Nachtschmetterlinge flogen einzelne Töne der fernen Musik hieher und verloren sich wie Seufzer aus einer einsamen liebenden Brust.

In dem Inneren der Grotte aber saßen Hardenberg und Frau von Krüdener, die dem vielgebietenden Minister die Pläne vorlegte, die sie für Hebung und Bekehrung der ärmeren Klassen im Herzen trug.

O wie schön war die Nacht und wie still und wie milde die Luft, und wie süß der Duft der tausend verhüllten Blumen! Entzücken brütete über ihr und unsägliche Wonne! — — —

Verstehen und Mißverstehen.

Jean Paul saß wieder in dem kleinen Zimmer seiner Mutter in dem Städtchen Hof im Voigtlande . . . aber das kleine Stübchen war ihm eine Welt, weil sich eine neue geistige Welt in seinem Inneren entwickelte und eine eben versunkene ihr träumerisches Abendgold über sein jetziges stilles und bescheidenes Dasein ausgoß.

Was kümmerte ihn, was zu Anspach und Baireuth vorging; . . . nicht einmal den Einladungen seines Freundes Emanuel zu den Festen, die der Minister Hardenberg jetzt dort gab und bei welchen ihn der Hofagent einführen wollte, kam er nach. Der Aufenthalt in Weimar war zu schön gewesen, um die Erinnerung daran durch neue Erlebnisse so schnell zu verwischen, und außerdem fesselte ja eine neue Schöpfung den Schriftsteller an seinen Schreibtisch.

Die Ausbeute an Erlebnissen und Menschenkenntnissen, die ihm die drei letzten Wochen gegeben, deuchten dem bis dahin an Welt- und Lebenserfahrungen

Darbenden so unerhört und so unermeßlich, daß sie ihm, im Vergleich zu dem früheren kärglichen Stoff, eine Ewigkeit für seine poetischen Bedürfnisse auszureichen schien. Er glaubte in seiner Kindlichkeit, gar nichts mehr in der Welt nöthig zu haben, als wieder in seine Einsamkeit flüchten und das Gewonnene dort verarbeiten zu dürfen. Daher litt es ihn ja damals schon nicht mehr in dem neugefundenen Paradiese und trieb ihn mit Gewalt nach Hof in sein Stübchen zurück.

Jene unerhörten und unbegreiflichen Dinge, die er Otto bei seiner Rückkunft zu erzählen versprach, waren für ihn und seine poetischen Pläne allerdings ein höchst bedeutender Gewinn, wenn sie auch nichts anderes waren, als die persönliche Bekanntschaft mit Frau von Kalb und das Verhältniß, welches diese schwärmerische, stürmische, glühende Frau von dem ersten Augenblicke an, in welchem sie Jean Paul von Angesicht zu Angesicht gesehen, mit ihm eingegangen. Er, der ewig in höheren Sphären schwebende Dichter — der alle ihm vorkommenden bedeutenden Gestalten sofort für seine poetischen Schöpfungen studirte und in Beschlag nahm — glaubte ja in Charlotte von Kalb die wahre Titanide, das heißt: das hohe, geistig kühne und kräftige weibliche Wesen, das er für seinen neuen Roman, den „Titan", suchte, gefunden zu haben.

Eine gewaltige Rolle war ihr in seinem Geiste für diesen Roman zugedacht, und so eilte er unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Hof mit einem unglaublichen Feuereifer und einer überseligen Begeisterung an die neue Arbeit, die sein Haupt- und Kapital-Roman geben sollte.

Aber die Titanide wirkte auch jetzt noch mächtig auf ihn ein, und zwar durch den Briefwechsel, den er mit ihr unterhielt, und in dem sie, wie eine geschickte Zauberin, immer neue, unsichtbare, bestrickende Fäden um ihn spann; aber ihre innersten Gesinnungen auch immer deutlicher aussprach.

Er hatte ihr die Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein zugeschickt, in der auch „die Mondfinsterniß" stand, jener Aufsatz, mit welchem er einst Caroline auf den Pfad der Tugend zurückgeführt.

Die Titanide schrieb ihm, in Bezug auf diesen Aufsatz zurück:

„Theurer, unendlich theurer Freund!

„Ich muß es Dir sagen: einige zarte, poetische Züge sind darin, das Ganze aber hat mir einen zu streng-katholischen Geschmack. Die Geschichte der Verführung, die ich bis in den Tod hasse, kommt darin gräßlich vor. Das Ködern mit dem Verführen! . . . Ach, ich bitte Dich, verschone die armen Dinger, und ängstige ihr Herz und Gewissen nicht noch mehr. Die Natur

ist schon genug gesteinigt! Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Die Stellen in Deinen Schriften über Weiber haben meist einen kleinen Irrthum; Du wirst es auch noch inne werden. Verzeihe mir mein aufrichtiges Geschwätz."

„Die Religion hier auf Erden ist nichts anderes, als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation; immer — o ich sagte es Dir in einer seligen Stunde schon mündlich — immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen. Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich, und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen sie immer noch jämmerlicher. Alle unsere Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeiten und Bedürfnisse, . . . selten der Klugheit. Liebe bedürfte keines Gesetzes."

„Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen, vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, Euer Geschlecht fortpflanzen; dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt; sonst ginge die Welt unter; und dann ... was sind unsere gewöhnlichen stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Goethe, und mehr als Goethe: Unter Millionen ist nicht

Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt."

„Ich sage dies Alles in Beziehung auf Deine Vorrede. — Ich verstehe diese Tugend nicht, und kann um ihretwillen Keinen selig sprechen. Wenn es möglich ist, so höre meine Bitte und lasse diese Vorrede nicht drucken; ich beschwöre Dich, ich flehe darum. Schone Dich, und zehre nicht an Geist und Nervensaft mit Deiner brennenden Phantasie. Verzeihe!"

„Deine ewig treue Freundin.

„Charlotte von Kalb."

Jean Paul erschrak . . . seine reine kindliche Seele durchzuckte ein wunderbarer greller Lichtschein, der ihm schmerzlich durch Mark und Bein schnitt. Er glaubte Charlotte, die hohe edle Schwärmerin, bis jetzt so ganz verstanden und durchschaut zu haben . . . und plötzlich klang ein Mißton durch seine Seele. Das war nicht seine Denkungsweise . . . das war ein gefährliches Dahinschreiten an einem unergründlich tiefen Abgrunde.

Unbeweglich saß er — in tiefes Sinnen verloren, den Kopf auf die Hand gestützt — an seinem Schreibtische. Ein frostiger Hauch ging über seinen inneren Frühling; Blüthen und Hoffnungen, die ihm lieb geworden, senkten welk das Haupt; es war trübe, recht trübe in ihm und einsam, schmerzlich-einsam dazu . . . als

es plötzlich wieder seltsam warm über ihn kam, — die Blumen, wie von unsichtbarer Zauberhand berührt, hoch aufschossen, — ihre großen, flammenden Kelche öffneten, — berauschende Düfte aushauchten und ein milder Glanz, wie ein fernes, fernes Morgenroth seine Seele füllte. Mitten in dem Glanze aber erschien ein Engelsangesicht, das er schon gesehen, und eine schlanke, weiße Gestalt tauchte auf . . . o Himmel! . . . es war ja das Antlitz und die Gestalt jenes wunderbaren Wesens, das er von Weimar her kannte; . . . und sie hob wieder das Theilchen des Ringes und sprach: „Laß Deinen Schutzgeist, Deinen schützenden Engel mich sein!“

Jean Paul sprang auf und fuhr mit der Hand über die Stirne. Seine glühende Phantasie hatte ihm einmal wieder einen Streich gespielt. Indeß die Erinnerung an jene wirkliche Erscheinung in Weimar — an dies unbekannte, unendlich holde Wesen — that ihm wohl, wie ihn das Räthselhafte der Sache fesselte und zerstreute. Er dachte diesen Tag nicht mehr an Charlotten und ihren Brief . . . und als er den anderen Tag auf den Inhalt des Briefes zurückkam . . . stand plötzlich ein neuer Gedanke in seiner Seele fest: er hatte die Titanide zur Heldin des „Titans“ bestimmt . . . jetzt erfaßte ihn eine andere, seiner ureigenthümlichen Natur weit entsprechendere Idee. Die Heldin konnte

eine ſtille, ſanfte, ſich anſchmiegende Liane werden; die Titanide aber — das kräftigſte, reinſte und erhabenſte weibliche Weſen — mußte an der Ueberkraft ſeiner Genialität und Phantaſie der männlichen, berechnenden Kraft unterliegen.

Der Dichter jauchzte auf! . . . jetzt war der ganze Plan des Titans gefunden und die Schöpfung hob ſich rieſengroß von ſeiner Seele ab.

Aber noch einmal trat die nüchterne Wirklichkeit dazwiſchen. „Quintus Fixlein“ hatte ſich vergriffen, und ſo war er gezwungen, den „Titan“ liegen zu laſſen und ſich mit der Ausarbeitung der zweiten Auflage deſſelben zu beſchäftigen.

Mitten in dieſe Unterbrechung, die dann — wie es oft im Leben geht — eine längere zur Folge hatte, fiel aber jetzt wieder ein italieniſcher Sommertag mit Gluth und Sirocco. Die Titanide ſchrieb:

„Theurer, ewig theurer Freund!

„Seit der ſeligen Minute, in der Du mir erlaubt haſt, Dich ſo zu nennen und mir ein Recht auf Deine beglückende Freundſchaft gabſt, iſt mir unſer kurzes und flüchtiges Begegnen zum fortwährenden Born der Erhebung und des Troſtes geworden, und ich danke Dir ſeit jener Zeit ſo unendlich viel, daß ich Dir gern mein ganzes weiteres Leben opfern möchte.“

„Jetzt hast Du mich wieder neu beglückt und neu beschenkt mit einer Deiner herrlichen Schöpfungen und dem Strome meines geistigen Lebens damit ein neues Bett geboten. Wie soll ich meinen tiefgefühlten Dank in Worten ausdrücken?"

„Du freilich, Du hast die Göttergabe, das Unaussprechliche in uns, so wie das Große, das Unendliche, ja das Höchste in so herrliche Worte zu kleiden, daß Du mit Deinen wundervollen Werken die alleinseligmachende Wahrheit in gar viele Herzen gießest, in welchen vorher nur dunkel und unbestimmt ein Sehnen nach der höchsten Offenbarung der ewigen Liebe ruhte. Denn Liebe und nur Liebe ist die Offenbarung Gottes. Natürlich ist hier nur von einer aus der vollsten Freiheit hervorgehenden Liebe die Rede; denn Liebe ohne Freiheit, nur aus Pflicht, ist nichts als jämmerliche Heucheleien. Aber eben deshalb ist auch jede rechte und echte Liebe eine ewige; denn eine Liebe, die einmal zu sterben glaubt, ist schon todt, und diejenige, die ewig zu leben fürchtet, fürchtet umsonst, da sie nie bestanden hat. Indeß nur die Unsterblichen lieben wie Gott. Bei uns Menschenkindern fordert die Liebe ein Herz, das wieder liebt, — eine Brust, an die sie sinken kann und beide geben nur eine, aus hoher heiliger Freundschaft erwachsene Ehe. Die Ehe ohne Liebe gleicht einem Zugvogel, der sich auf einen Mastbaum setzt, der selber

zieht; . . . ich aber lobe mir einen hübschen grünen Wurzelbaum, der da bleibt und ein Nest nimmt. Aber freilich muß freie Wahl den Baum gefunden und das Nest gebaut haben."

„Ich, meiner Seits — von diesen Gedanken geleitet — kann denn auch den Bund nicht länger tragen, den das Schicksal mir aufgezwungen. Ich will, ich muß frei sein! . . . und habe daher die ersten Schritte zu einer Ehescheidung gethan. Lieber — wenn sich kein Herz findet — allein untergehen, als dies ewige Zittern, dies unnennbare Entsetzen, bei dem Gedanken: an ein kaltes, fremdes Herz geschmiedet zu sein und durch die sonst heiligsten Gefühle zu einem wahrhaft geliebten Wesen, Eid und Pflicht — wenn auch unnatürliche und eingebildete — zu verletzen."

„Nein, unerschrocken tret' ich einem Bunde entgegen, den die erröthende Natur bereut. Ja, ich fühle, daß ich einen Frevel beging, als ich meinem Gatten einst das Jawort am Altare gab. Aber ich habe Kraft genug in mir, den Bann zu brechen und den Frevel durch hundertfach erhöhte reine, wahre Liebe zu sühnen. Des blutenden Entsagens hab' ich genug, genug der Höllenpein; schlage nun mein fester Wille — und ein Wort dessen, den ich mit verzehrender Gluth liebe — die Brücke zu einem zukünftigen Himmel!"

„Aber wie kann ich Dir, mein theurer geliebter Freund, dies alles schreiben. O Du verstehst mich vielleicht nicht. Was sollen auch diese leeren kalten Worte auf dem Papiere; . . . was sollen sie Dir, der Du — mitten im Schaffen Deiner herrlichen Werke — in höheren Sphären schwebst, und, ein Reiner unter den Reinen, mit mild erbarmendem Lächeln auf uns Sterbliche herabschaust."

„Eines wenigstens, mein Freund, ach, eines nur gönne mir und den Freunden hier. Komme wieder nach Weimar. Dein letzter Brief läßt uns einen längeren Aufenthalt hoffen. Herder, Wieland, Knebel, Einsiedel und meine Wenigkeit sind Deine Gesellschafter. Was brauchst Du? . . . Eine Wohnung, die Deine Freunde möbliren würden; diese können es ohne Mühe. Ja, Du kannst selbst eine möblirte bekommen, entweder Knebel's Wohnung auf dem Markte oder sein Gartenhaus. Den Kaffee besorgt Dir die Aufwartung, und wenn Du Mittags gern zu Hause sein willst — das hiesige Wirthshausessen könnte Deiner Gesundheit auf die Länge schaden — erlaubst Du mir, daß ich Dir Essen schicke; ich habe mir schon Alles ausgedacht; und wenn Du selbst die Wohnung bezahlst, so darf sie Dir doch in drei Monaten nicht mehr als 10 Thaler kosten. Hast Du jetzt kein Geld, so können Dir hier Deine Freunde einige hundert Thaler leihen, und wenn es

auch für immer wäre! Ich thue es selbst, was hilft uns denn der Plunder, wenn unser Freund nicht mitgenießt. Ich verachte den, der bei Hohen und Fürsten um Pensionen buhlt, aber ich verachte den noch viel mehr, der nicht das Herz hat, von seinen Freunden etwas anzunehmen."

„Komm also bald, Du theurer, ewig geliebter Freund, . . . Du, der Du Qual und Seligkeit in Strömen über mich ausgießest! Wenn Du nicht kommst, nicht in die Arme Deiner Freundin eilst, bedarf ich keiner Sonne mehr; das Leben ohne Dich ist mir ein dumpfes Hinbrüten und dies wird in der Finsterniß am wenigsten empfunden. O wäre ich ein Mann, wie Du, und hätte eine Freundin zur Seite, mit einem Herzen, wie das meine, voll ewiger großer Freundschaft und Liebe, ich schlüge alle Fesseln in Trümmer; . . . ich zitterte nicht, das Heilige dem Sterblichen zu weihen; . . . ich flöge zu ihr, eines zu sein mit ihr, auf ewig!" — — —

Hier entsank der Brief Jean Paul's Händen. Jetzt erst war ihm klar, was er freilich schon hie und da geahnt, aber in seiner kindlichen Seele nicht hatte aufkommen lassen: dem schönen Verstehen war ein unseliges Mißverstehen gefolgt. Beide hatten Anfangs in hoher idealer Freundschaft geschwärmt . . . ihm war das Gefühl dieser innigen, hohen, schönen

Freundschaft geblieben, bei Charlotten aber hatte es sich in Liebe verwandelt, . . . in eine Liebe . . . für die er keinen Muth hatte, die ihn entzückte, aber auch in gleichem Maße ängstigte. Es war außer Zweifel, Frau von Kalb hatte Schritte gethan, die Ehescheidung von ihrem Manne zu erwirken, um . . . ihn dann zu heirathen! — — —

Mit diesem Gedanken aber kam es über ihn, als ob eine finstere Macht ihm seine Freiheit, seine Unabhängigkeit rauben wolle. — Er wußte — er fühlte es in sich mit einer eigenthümlichen Bestimmtheit: diese Freundschaft hebt dich als Dichter in die lichtesten Sphären des Zauberlandes der Poesie . . . diese Liebe, diese Ehe aber . . . vernichtet dein Selbst!

O, es war keinem Zweifel unterworfen: Charlottens beglücktes Herz mochte nichts als Wonne fühlen, ausdrücken und geben. Aber . . . wo blieb die Möglichkeit einer gleichmäßigen Dauer dieses Zustandes für ein Menschenleben? . . . und dann . . . mußte dieselbe seelische Kraft, die Himmel zu schaffen vermochte, nicht auch Vernichtung in sich tragen?

Wunderbar! Jean Paul, der nichts als Freundschaft und Liebe war, bebte hier bei dem Gedanken an die Ehe zurück, als vor einer, alle Illusion zerstörenden Wirklichkeit. Er lebte, webte, schrieb und

schuf . . . aus und in Sehnsucht; . . . aber war denn nicht auch diese durch eine ewige Vereinigung mit dem jetzigen Ziele derselben aufgehoben? Und würde die glühende, stürmische, leidenschaftliche Titanide sein Herz nicht mit so ungestümer Liebe umschlungen haben, daß ihm keine Möglichkeit zu einer weiteren Sehnsucht — als etwa der, nach der verlorenen Freiheit, — hätte bleiben können? Die Gluth war hier zu groß. — „Himmel!“ — rief er sich selbst zu — „die Ehe muß, gleich einem Gewächshause, weder zu warm, noch zu kalt gehalten werden, damit die Gewächse weder erfrieren, noch treiben!“ —

Jean Paul fühlte diese Wahrheit, — er fühlte mit dem Gedanken an die Ehe ein erkältendes Etwas zwischen sich und die Freundin treten, — aber war er sich denn des eigentlichen Grundes davon bewußt?

Sicher nicht! er lag zu tief in seiner innersten Natur, in seiner Individualität, in seinem Wesen, als Dichter, begründet. Es erwies sich nämlich hier wieder, wie er nur liebte . . . für seine Poesie; . . . in Feuer und Flammen aufging vor jeder ungewöhnlichen weiblichen Erscheinung, die aber sogleich erblich . . . sobald er das in ihm auf- und angeregte Feuer auf irgend eine Weise in eine seiner Arbeiten abgeleitet hatte!

Groß, voll idealer Freundschaft blieb dann sein Herz

immer dem Gegenstande zugewandt; aber die Flügel der Sehnsucht trugen die unruhige, nach immer neuen Gestaltungen strebende Phantasie des Dichters dann wieder nach neuen Blumen und Blüthen der fernsten Hesperidengärten.

Und dann noch Eines! . . . tönte es denn nicht auch jetzt wieder in seine Ohren: „Laß Deinen Schutzgeist, laß Deinen schützenden Engel mich sein!“ und stand jener süße, zauberhafte Engel, der ihm bei dem Abschiede von Charlotten in dem Garten zu Blankenhain erschienen — gerade in dem Momente, wo vielleicht eine ähnliche Erklärung nahe war, — nicht auch jetzt wieder vor seiner Seele? Lag nicht vielleicht eine höhere Schickung in jenem Zusammentreffen? — und noch hatte sich dies Räthsel nicht gelöst. Aber die Strahlen dieses Engelantlitzes ließen doch auch Charlottens Bild etwas erbleichen.

Welche Kämpfe kostete indeß der Entschluß zu einer Antwort Jean Paul; . . . wie zerriß dies unselige Mißverstehen sein so unendlich zartfühlendes Herz! Er hatte diese Freundschaft so hoch, so ideal, so rein aufgefaßt; . . . er glaubte sie in der That für ewig abgeschlossen, — eine Quelle reinster, erhabenster Gefühle, — ein unerschöpflicher Anlaß der schönsten Erhebung; — — er sah in ihr den Altar, an dessen Stufen er

sein ewig sehnendes, ewig und unendlich liebendes Herz selig verbluten lassen konnte . . . aber freilich in einer so hohen, geistigen und schwärmerischen Liebe, für die schon das Wort „Ehe“ ein eisiger Polarhauch war, der Gedanke an sie aber und die Möglichkeit der Ausführung . . . Erstarren und Tod!

Jean Paul lebte eben als Dichter, — und noch dazu als der schwärmerischste der schwärmerischen — in einer allen übrigen Sterblichen fremden, erst durch seine Werke zur Ahnung gekommenen Welt. Er war einer der besten, der reinsten, der edelsten . . . aber gewiß auch einer der unpraktischsten Menschen. Wäre er dies nicht gewesen, hätte er sich der Freundin von Anfang an anders gegeben und jetzt eingesehen, daß er selbst an diesem Mißverständnisse einen großen Theil der Schuld trug. Konnte er diesem gewaltigen, geistesstarken, leidenschaftlichen Weibe zumuthen, für die Dauer mit ihm, der träumerischen Seele, lediglich in süßen Träumen zu schwelgen und diese Gefühlsschwärmerei mit der ganzen Welt zu theilen? Die Titanide wollte besitzen, — als Weib bestimmt und allein besitzen. Aber schon die ferne Ahnung, daß sie dies wolle, schreckte den Dichter jetzt, im Gefühle seiner zusammenbrechenden Freiheit in richtigem Instinkt zurück, . . . die kecke, alles Kleinliche und Menschlich-Erbärmliche verspottende Art, mit welcher sie es zu thun

bereit war, entsetzte ihn und rüttelte seine Seele aus ihren schwärmerischen Träumen auf.

Mit Schrecken sah er jetzt, daß er der so theuren Freundin hier entgegentreten, sie verletzen und kränken müsse. Er — die kindliche Seele — die die Stimmen der Vögel, den Glanz der Sterne, des Abendrothes Schimmer, den Mondschein wie die Blume liebte und liebkoste, — zu dem die Töne mit Geisterstimmen sprachen, — der durch und durch Zartheit und Weichheit war, bis zum Zerfließen und Zergehen in Thränen ... er sollte, er mußte hier kränken, ... verletzen ... und noch dazu dasjenige Herz, das ihm das liebste, das heiligste, das angebetetste war.

Vergebens rang Richter nach Fassung und Beruhigung. Dahin war jede Möglichkeit zur Arbeit. Aus dem engen Kreise seiner Sphäre herausgeworfen, vermochte er sich lange nicht zu finden und floh wie ein Ahasverus vor sich selber.

Stärker wie je kam jetzt Mißmuth und Zerfallenheit über ihn, und während er hinaus in die Natur rannte, über Berg und Thal, durch Wald und Feld, überfiel ihn die alte Verachtung alles Irdischen, — jenes, die Seele marternde krankhafte Heimweh nach Jenseits, das ihm dies irdische Leben nur als die Wiege eines zweiten zeigte und das Gefühl wach rief: daß eben doch auf der Erde nichts anders sei, als Mißverstehen, Verwel-

ken aller Hoffnungen, Staub und Asche; — — — und das Spiel des Schicksals wurde ihm immer deutlicher die Begründerin der Unsterblichkeit, so daß ihn übermäßige Sehnsucht nach dem Tode ergriff.

Unselige, selige Natur des Dichters! wer kann dich begreifen, der nicht selbst Dichter ist? Schmerz und Wonne beglücken und heben dich gleich; aber sie zermalmen und zerreiben auch dein Wesen, und was dein Dasein nährt und verschönt, verdunkelt es auch und zerfrißt es. Auf Kometenbahnen fährst du excentrisch durch die aus den Strahlen von Millionen Sonnen gewobenen Milchstraßen der Luft und stürzest dich vernichtend der Vernichtung selbst in die Arme. Laß sie lächeln, die kalten gewöhnlichen Menschen, die dich nicht begreifen; lächle aber selbst — und sei es über die Qualen des Lebens — sie sind ja für dich nur die Schmerzen, die das, in das Blut des Nessus getauchte Gewand dir verursachen, um dich auf den Oeta zu bringen und durch die läuternden Flammen in den Kreis der Unsterblichen.

Jean Paul ruhte auf Friedhöfen und lief über Hügel und Berge dem kühlenden, stürmenden Winde entgegen. Er trug sein blutendes Herz vor die Nacht und den Mond, und das blasse Todtenantlitz der herrlichen Vergangenheit riß Ströme heißer, schmerzlicher Thränen aus seiner Seele. — — — Aber er kam zu keinem Entschluß.

Er riß sein Instrument auf — es war ein Geschenk Emanuel's, auf Recha's freundliches Vorwort, — und phantasirte wild und dann wieder so sanft zerschmelzend, daß die hohe göttliche Tonkunst Vergangenheit und Zukunft wie zwei liebende Schwestern an sein Herz legte. Da ward es allmälig stiller in ihm — sein Blick erweiterte sich, und er frug sich: Was bist du, Wurm des Staubes, denn, daß du dich so wild und leidenschaftlich geberdest? eine Minute war deine Vergangenheit, ein Gedankenblitz ist deine Gegenwart und ein Hauch vielleicht deine Zukunft . . . und ist das eines Schmerzes werth und eines Zerfallens mit sich und der Welt? So richte dich doch auf und sei ein Mann!"

Und er that es . . . und war ein Mann! — — Aber erst nach einigen Tagen — er bedurfte dieser Zeit immer noch, um das Gleichgewicht seines Inneren ganz wieder zu finden — schrieb er . . . an die „Freundin". Ein hartes, zurückstoßendes Wort konnte er ihr freilich nicht sagen, doch wußte und fühlte er, daß Schweigen hier beredter sei, als der beredteste Brief. Sein Schreiben aber lautete:

„Dein lieber Brief, theure Freundin, brachte mir Dein trautes Stübchen und eine unserer schönen Abendstunden in meine Stube, — einen Mai in den December!"

„Du wirst aber — wenn ich mein Hinkommen nach Weimar möglich machen kann — einen gewaltigen Ja-

kobiner an mir finden, der seine innere Freiheit als das Heiligthum seines Lebens hält und es vertheidigen wird und muß!“

„Es ist recht, daß ein armer Freund so reich ist, wie sein reicher, weil beide nur ein Herz und eine Kasse haben; aber ich glaube auch, daß der Freund nur sein Brod, nicht seine Schaugerichte theilen müsse, und daß ich zwar Subsidiengelder in meinen Fasttag, aber nicht zu meinen Freudenfesten fordern dürfe.“ — —

„Hier ist mein Armenadvokat. — — Erst im Titan spielt meine biographische Truppe wieder auf dem kalten Montblanc der vornehmen Welt.“ — — —

Als Charlotte von Kalb diesen Brief gelesen . . . sank sie in Ohnmacht. —

Die Freifrau.

In einem Zimmer des ersten Gasthofes von Baireuth saß Frau von Krüdener, das schöne Haupt auf den vor ihr stehenden Tisch gelehnt, und weinte still. Ein ganz einfaches weißes Kleid umschloß die zierliche Gestalt; das Haar war schlicht gescheitelt, und auch nicht der kleinste Schmuckgegenstand zierte die Dame, die sonst in den pariser Circeln immer eine der reichsten und blendendsten Erscheinungen gewesen.

Auf dem Tische lag der dritte Theil von Jean Paul's „Hesperus" aufgeschlagen und zwar die Stelle, in welcher Victor seine Augen vor Entzücken und vor Bestürzung schließt und blind und liebestrunken, und kühn und bange mit seinen küssenden Lippen neben der Fürstin Agnola niedersinkt ... in demselben Augenblicke aber durch den Ruf des Wächters und die einfache Ermahnung an den Tod — die wie ein Weltgericht in Nachtwolken schmetternd über ihn dahinzieht — sich selbst und der Tugend wiedergegeben wird.

Und die Worte: „Horion! Beflecke Deine Seele „nicht, falle nicht ab von Deinem Emanuel und von „Dir . . . und sinke nicht!“ — die sie eben gelesen, . . . diese Worte rollten fort und fort mit Donnerton auch über sie hin. Aber sie seufzte tief und schwer und sagte tonlos: „O! . . . ich bin ja so oft gesunken!“

Und einzelne schwere Tropfen fielen aus ihren Augen auf die Erde. Dies wunderbare Weib bereute wirklich. Die eben gelesene Stelle ihres über alle Maßen verehrten und angebeteten Lieblingsschriftstellers — Jean Paul's — hatte sie auf eine merkwürdige Weise erschüttert, und, gerade im Begriff nach Hof zu reisen und ihn aufzusuchen . . . rief sie sich zu: — „Nein, nein! du bist jetzt nicht würdig, vor ihn zu treten. Du mußt deine Sünden erst durch Großes und Würdiges gebüßt haben, ehe du sein heiliges Antlitz wieder sehen darfst!“

Mit Frau von Krüdener war allerdings schon seit längerer Zeit eine Umwandlung vorgegangen. Nicht plötzlich, sondern als Ergebniß innerer Nothwendigkeit entwickelte sich in ihrem Gemüthe allmälig der seit ihrer frühesten Jugend in ihr schlummernde Hang zu einer übermäßigen religiösen Schwärmerei.

Sie, die zu den regeren Geistern ihres Jahrhunderts gehörte, die sehnend nach dem vollen Inhalte des Lebens schauen, ihn erfassen und sich aneignen wollen, ...

sie hatte — durch Schönheit, glänzende Lage und Reichthum verführt — diesen Inhalt des Lebens, den Schwerpunkt ihres Daseins, bis in die letzte Zeit in dem Rausche der Genüsse, in einem geistig und social glänzenden Auftreten gesucht. Aber konnte ein Weib von solcher Begabung, von solcher Phantasie und so tiefem Gemüthe denn in diesem Nichts Befriedigung finden? Was sie fand, war Leere, Nüchternheit, Täuschung und ein darbendes Herz. Da wandte sie ihr Auge der Philosophie zu — sie war ja mitten unter den Encyclopädisten und rationalistischen Ideen herangebildet worden, im Widerspruche mit einer überfrommen Jugenderziehung. — Aber gerade dieser Rationalismus hatte sich damals in Frankreich überstürzt. Die sogenannte Philosophie der gesunden Vernunft, der Intelligenz, war zwar auf's Höchste ausgebildet, aber auch von Ueberspannten und Wahnsinnigen in eigener Person auf den Altar gesetzt worden. Das schreckte das tiefe Gemüth des Weibes zurück. Die unbefriedigte Sehnsucht — gequält, geängstigt und getrieben von der inneren Leere, wohl auch gestachelt durch aufrichtige Reue über so manche in Leichtsinn und Eitelkeit begangene Thorheit — griff nach den ersten, zartesten Jugenderinnerungen zurück, und da Gemüth und Phantasie hier einen weiten Spielraum, das Gewissen eine sanfte Beschwichtigung fand, tauchte allmälig die alte religiöse

Schwärmerei in ihr auf. Die Extreme berührten sich hier, wie so oft im Leben . . . und diejenige Frau, die in Paris, Kopenhagen, Venedig und anderen großen Städten im reichen Flitterglanze weltlichen Treibens, in Genuß, Glanz und Schriftstellerei *) wie ein Stern erster Größe geleuchtet — dieselbe Frau zeigte in der letzten Zeit einen überwiegenden Hang zu religiöser Schwärmerei.

Aber . . . bis jetzt war diese Neugestaltung ihres inneren Wesens doch noch nicht zur vollen Reife gelangt. Vergangenheit und Zukunft, Leidenschaft und Frömmigkeit, Irdisches und Himmlisches kamen noch öfter in ihr in Kampf und Conflict. Wohl riß sie sich dann immer wieder empor; — wohl suchte sie jeden Rückfall in die alte Schwäche mit Gebet, Demüthigung ihrer selber und Werken frommer Wohlthätigkeit zu büßen und zu sühnen . . . aber das Ziel, eine Catharina von Siena zu werden — sie fühlte es selbst — war noch weit entfernt.

So hatte sie denn auch heute wieder eine wunde Stelle in ihrem Herzen zu heilen, die gerade jetzt jene herrliche Scene im „Hesperus" so recht frisch aufgerissen. Und sie bereute aufrichtig und um so mehr, als

---

*) Sie schrieb unter anderem den Roman: „Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G."

sie sich selbst so lange für den Besuch bei Jean Paul als unwürdig erklären mußte, bis dieser Fehltritt gebüßt sei. Die Schwäche drückte sie zur Erde nieder; aber wie der Riese Antäus in der Tiefe und an dem Herzen seiner Mutter Erde neue Kräfte holte, so erhob auch sie sich mit wirklich edler Willenskraft.

Ja sie erhob sich, und zwar plötzlich, indem sie die Thränen rasch aus ihren schönen Augen wischte. Ein Gedanke durchblitzte sie. Frau von Krüdener hatte in einem Localblatte gelesen, daß in Baireuth zwei Straßenräuber und Mörder gefangen saßen, die — noch sehr jung — demnächst einem schmählichen Tode entgegen sahen.

Ihr Entschluß war gefaßt: sie legte es sich zur Demüthigung und Buße auf; zu diesen Elenden in das Gefängniß hinabzusteigen, sie zu trösten, zu heben, und — wo möglich — durch die Weihe der Religion auf den Tod vorzubereiten *).

„Hat denn nicht auch Katharina von Siena Wunder der Bekehrung an verstockten Sündern gethan?" — frug sie sich selbst und machte sich rasch auf.

Aber die gute Frau hätte sich hier auch noch fragen können: ob denn nicht weibliche Eitelkeit bei ihr

---

*) Thatsache: siehe Frau von Chezy. — Zeitgenossen X. Neue Reihe: Fr: v. Krüdener.

jetzt gerade so gut eine der Haupttriebfedern zum Anstreben solcher Heiligkeit sei, als sie es früher bei ihrem glänzenden Auftreten in der großen Welt war? Aber wir betrügen uns ja Alle so gern über die geistigen Hebel unserer Handlungen, und nehmen Regungen der Gefühle, die unseren Schwächen schmeicheln, für Dictate der Vernunft, . . . ja vielleicht sogar für eine höhere göttliche Anregung.

Hier war das Letztere der Fall, und so waren bei Frau von Krüdener Gedanke, Entschluß und Ausführung eines. Um aber zu den Verbrechern zu gelangen, mußte sie durch eine höhere Stelle die Einführung in dem Gefängnisse erwirken. Sie dachte an die Geistlichkeit, — erkundigte sich nach deren Spitze und bekam den Oberhofprediger Morg genannt. Der Mann mit dem christlich-frommen Bewußtsein war rasch zu dieser Stelle gestiegen, er besaß ja die rechten Schwimmblasen, um sich auf dem Strome des Lebens oben zu erhalten: Schmeichelei, Devotion und Scheinheiligkeit.

Frau von Krüdener machte sich also nach der Wohnung des Herrn Oberhofpredigers auf den Weg.

Morg hatte diesen Morgen einige Krankenbesuche bei Leuten untergeordneten Ranges zu machen gehabt — eine für ihn unangenehme Aufgabe — war aber bald wieder nach Hause gekommen, da er bei solchen Gelegenheiten als ein wahrer Postillon des Evangeliums

angesehen werden konnte. Hauptstationen waren für ihn nur die vornehmen Häuser.

Jetzt fand er vor seinem Hause einen Haufen Holz und in seinem Vorzimmer den Bauer, der das Holz herbeigefahren hatte. Das Holz gehörte zu den Emolumenten des Amtes; der Mann aber wartete auf Bezahlung des Fuhrlohnes, und kratzte sich schon lange ungeduldig hinter den Ohren, da er weit herkam und somit auch wieder weit zurück mußte; — er hatte ohnedem zu Hause ein krankes Weib und zwei kranke Kinder, die mit Schmerzen auf ihn und den kleinen Verdienst warteten. Wie aber erschrak der Bauer, als der Herr Oberhofprediger nun zu accordiren anfing und von dem Fuhrlohne einen ganzen Gulden abziehen wollte.

„Aber Hochwürden, Herr Oberhofprediger!“ — sagte der Bauer bestürzt — „das kann ich nicht. Es ist, was Recht ist; . . . machen Sie's auch so!“

„Mein Sohn!“ — entgegnete Morg, noch immer im Kirchenornate, und in dem ihm eigenen Kanzeltone — „im dritten Buche Moses, im 25. Kapitel, in den Versen 14 und 17 heißt es: „Wenn du nun etwas deinem Nächsten verkaufest, oder ihm etwas abkaufest, soll Keiner seinen Bruder übervortheilen.“

„Aber, Herr!“ — rief der Bauer — „ich übervor-

theile ja nicht. Vier Gulden ist der herkömmliche Fuhrlohn. Der Weg ist ja so weit!"

„Drei Gulden werde ich Ihm geben!" — sagte der Oberhofprediger.

„Kann nicht!" — versetzte der Bauer und kratzte sich neuerdings hinter den Ohren — „versäume ja einen ganzen Tag und rackere mein Vieh ab!"

„Was geht mich Sein Vieh an!"

„Will auch leben und nicht geschunden sein."

„Hier sind drei Gulden!"

„Kann nicht!" — wiederholte der Bauer und schob das Geld zurück.

„Der Gottlose übervortheilt den Gerechten!" — rief jetzt Morg, und nahm die beiden Backen so voll, daß die Worte wie aus einer Kirchenhalle aus seinem Munde herausschallten.

„O jemine!" — jammerte der Bauer — „unser Herrgott soll's dem Herrn Oberhofprediger verzeihen. Sie sind ein reicher, reicher Mann und wollen den Armen drücken."

„Ich lebe in Demuth und Sorge von den Brosamen der Kirche!" — entgegnete Morg, sich wie auf der Kanzel niederbeugend und seine beiden Hände auf das Herz drückend, während die Blicke den Boden suchten.

„Ach, die Herren in der Stadt wissen ja nicht, was Sorge ist!" — versetzte der Bauer. — „Daheim war-

ten Weib und Kinder, sind krank und haben kaum satt zu essen!"

„Römer 14, Vers 17 heißt es" — rief jetzt Morg — „das Reich Gottes ist nicht essen und trinken!"

Der Bauer kratzte sich neuerdings; dann sagte er:

„Der Herr Oberhofprediger mögen recht haben. So etwas hat unser Herr Pfarrer auch schon gesagt; . . . aber verhungern kann der Mensch doch auch nicht . . . und der Doktor und der Apotheker" . . .

„Hier sind seine drei Gulden!"

„Ich kann nicht, ich kann nicht! . . . viere Herr! viere Herr! es ist mein Verdienst!"

„Der eine ist zu viel. Ich gebe nicht mehr!"

„Aber so sein Sie doch christlich und menschlich!"

„Ich wandle vor dem Herrn in Ehrfurcht und Demuth!"

„Denken Sie an mein krankes Weib und meine kranken Kinder. Ich muß doch auch das Vieh unterwegs füttern!"

„Drei Gulden! Es ist das schon zu viel!"

Jetzt aber stieg dem Bauer die Galle; seine Geduld war hin . . . er wurde kirschroth im Gesichte.

„Vier Gulden!" — sagte er zornig und grob.

„Drei!" — wiederholte Morg.

„Vier!"

„Reichet dar in eurem Glauben Tugend" — rief

hier der Oberhofprediger — „und in der Tugend Bescheidenheit!“

Da aber platzte der Bauer los:

„Donnerwetter!“ — rief er, alle Ehrfurcht vergessend, — „Sie lassen sich ja auch Ihre Predigten bezahlen, die weniger Mühe machen, als das Holz sechs Stunden weit herfahren!“

„O!“ — rief Morg empört und bleich werdend — „welch' ein Vergleich! . . . Kopfarbeit ist etwas anderes, und heilige . . .!“

„Nu! meine Ochsen haben das Holz auch nicht mit den Schwänzen herbeigebracht!“ — meinte der Bauer grob.

Morg stand wie der Tod; — dann warf er zornig den bestrittenen Gulden hin und wandte sich in christlich-frommem Bewußtsein mit Verachtung von dem Frevler an Gott und seinen Dienern.

In demselben Augenblicke meldete man ihm: „Freifrau von Krüdener, geborene Baronesse von Vietinghoff!“

Ein Sonnenblitz fuhr über seine Züge. — — Eine Freifrau . . . eine geborene Baronesse! . . . welche Ehre! Seine Figur schnellte ordentlich in die Höhe und ward noch größer wie sonst, — wie eine jener gedrehten, elastischen Hornschlangen oder Teufelchen, die man in kleinen Büchschen hat, und die, wenn

man den Deckel öffnet, dem Neugierigen bis unter die Nase entgegenfahren.

Hoch hob das christlich-fromme Bewußtsein und die Stellung, die er einnahm, seine Brust und mit feierlich-ernsten Schritten betrat Morg das Besuchzimmer, in welches man die Dame bereits geführt hatte.

Das Zimmer war bürgerlich-elegant eingerichtet. Ein hoher Glasschrank zeigte die silbernen und sonstigen Ehrengeschenke, die der Mann der Kirche, der bescheidene Mann Gottes, bei mancherlei Gelegenheiten von seinen Collegen, Untergebenen und Gemeinden erhalten hatte. Ein Vortheil war es freilich, daß man diesen Freuden-, Fest- und Ehrengaben nicht ansah, in wie weit sie selbst — freiwillig oder unfreiwillig — zu der Ehre, hier zu prangen, gekommen waren.

Auf dem Glasschranke stand eine, von einem leichten Silberflor umhüllte Büste. Früher war es die des Markgrafen gewesen; seitdem derselbe aber abgedankt hatte, war sein gypserner Abguß ebenfalls abgedankt und in das Schlafzimmer verwiesen worden. Jetzt thronte an ihrer Stelle das Bild des neuen Herrschers, des Königs von Preußen. Vielleicht war auch diesem mit der Zeit ein Wechsel beschieden; denn Leute von Welt und Bildung wissen, wie lächerlich es ist, und wie sehr es gegen die beiden letzten verstoßen heißt, wenn man den Mantel nicht nach dem Winde hängt und altem

Verdienst und veralteten Wohlthaten ein treues Andenken bewahrt.

Morg war übrigens, als er Frau von Krüdener erblickte, überrascht: einmal von ihrer Schönheit, dann aber auch von ihrem (heute) so überaus einfachen Auftreten und endlich . . . von ihrer Bescheidenheit.

Immerhin . . . sie war eine Freifrau, . . . eine geborene Baroneſſe! . . . und was konnte diese bei ihm anderes vorhaben, als dem weit berühmten Kanzelredner, dem Autor mehrerer theologischen und poetischen Ergüsse, bei persönlichem Bekanntwerden ihre Huldigungen darbringen zu wollen? Vielleicht auch machte sie dabei ihrer Verehrung durch neue Ehrengeschenke Luft.

Es versteht sich daher von selbst, daß der Oberhofprediger die Ehrerbietung und Devotion in eigener Person war und seine zahllosen Bücklinge und Referenzen hofgerecht ausfielen, d. h. mit nahe wagerechter Neigung des Oberkörpers. Er war so — wie Jean Paul von ihm sagte — ein lebendiger spiritus asper. An Würde des Ausdrucks in Mienen und Wort, so wie an feierlichem Kanzelpathos übertraf er sich dabei heute selbst.

„Und welchem glücklichen Schicksale, meine Hoch- und Allergnädigste!“ — sagte er jetzt, nachdem Frau von Krüdener auf dem Sopha, und er ihr gegenüber, Platz genommen — „habe ich einen so liebenswürdigen

als reizenden Besuch zu verdanken? Die gnädige Freifrau kennen wohl meinen Namen aus meinen Werken?"

„Das nicht!" — entgegnete die Dame — „ich muß mit Beschämung bekennen . . ."

„O! es ist Ihnen gewiß mein Gedicht „Avannsanna" bekannt? das — ich darf es, ohne unbescheiden zu sein, sagen — fast einen europäischen Ruf erlangt. hat."

„Doch nicht!" — entgegnete Frau von Krüdener. — „Ich komme in einer anderen Angelegenheit."

Morg biß sich auf die Lippen, machte aber dennoch eine tiefe Verbeugung.

„Und Sie wünschen, meine Gnädige?"

„Es befinden sich hier im Criminal-Gefängnisse zwei Verbrecher . . ."

Morg glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Die bereits als Straßenräuber und Mörder ihr Urtheil empfangen haben!" — fuhr Frau von Krüdener fort.

„So ist es!"

„Und das Urtheil lautet auf den Tod?"

„Durch den Strang."

„Und die beiden Unglücklichen . . ."

„Verbrecher, . . . nichtswürdige Verbrecher! wollten Sie sagen, meine Gnädige!" — fiel der Ober-

hofprediger heftig und in dem Tone tiefster Verachtung ein.

Frau von Krüdener's Antlitz erglänzte in zauberhafter Milde.

„Ich glaube," — sagte sie dabei sanft und mit einer Stimme, deren Schmelz nicht zu beschreiben war — „jeder Verbrecher hat Anspruch auf unser Mitleid; denn die Sünde ist Verirrung und ein seelisch-kranker Zustand."

„Es giebt Sünden," — versetzte hier der Herr Oberhofprediger mit einem eigenthümlichen Lächeln, indem seine Augen mit Wohlgefallen auf der reizenden Gestalt seines Besuches ruhten, — „die man allerdings eine leichte Verirrung nennen kann, und die so liebenswürdig zu begehen, als leicht zu vergeben sind. Aber Verbrechen der Art . . ."

„Nun!" — unterbrach ihn hier Frau von Krüdener, die, durch den angeschlagenen Kanzelton irregeführt, auf eine ganze Predigt schließen mochte, und der es doch darauf ankam, keine Zeit zu verlieren — „ich gebe mich gefangen. Diese beiden jungen Verbrecher also sollen demnächst sterben."

„In wenigen Tagen."

„Verzeihen Sie mir nun, Herr Oberhofprediger, wenn ich eine unbescheidene Frage an Sie richte?"

„Ich bitte!“ — entgegnete Morg, immer mehr staunend und ohne den Ausgang begreifen zu können.

„Sie haben wohl deren Bekehrung und Versöhnung mit Gott versucht?“

„O, du Himmel!“ — rief hier Morg — „ich begreife nicht, wie sich ein so engelreines und bezauberndes Wesen, wie Sie, erhabene Freifrau, mit diesen verächtlichen und verworfenen Sündern befassen kann!“

„Und hat sich Christus, der reine, der ewige Sohn Gottes, nicht aller Sünder angenommen?“

„Der Herr sei gebenedeit!“ — sagte Morg mit einer tiefen Senkung des Hauptes und einem beistimmenden Pressen der Hände auf die Brust. — „Er hat erlöset die Seelen seiner Knechte!“

„So sind die Unglücklichen versöhnt und vorbereitet?“

„Es sind verstockte Bösewichte, die jeden Trost unserer heiligen Religion mit Hohn und Verachtung von sich wiesen!“

„Und es gelang Ihnen nicht . . .“

„Wem? . . . mir?“ — frug Morg erstaunt.

„Nun ja!“

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau!“ — rief der Mann der Kirche hier, den Ausdruck geistlichen Stolzes in den Zügen. — „Hochdieselben vergessen, daß ich Oberhofprediger bin. Das Amt der Tröstung

gemeiner Verbrecher fällt einem der hiesigen Pfarrer zu. Ich werde mich nie zu einem solchen Gange herabwürdigen."

Jetzt stand ein sprachloses Staunen in den Zügen Juliana's. Eine kurze Pause trat ein . . . dann frug sie mit ihrem Engelston:

„Herr Oberhofprediger, wollen Sie mir die Erlaubniß ertheilen, den letzten Bekehrungsversuch mit den Unglücklichen vorzunehmen?"

„Wem?!" — rief Morg vor Staunen vom Stuhle aufspringend.

„M i r!" — entgegnete Frau von Krüdener mit unendlicher Milde.

„I h n e n?! . . . und zu w a s? . . . ich muß mich verhört haben!"

„Den letzten Bekehrungsversuch mit den Unglücklichen vorzunehmen!" — wiederholte jene mit Sanftmuth und es leuchtete etwas, wie ein himmlischer Glanz von ihrem engelschönen Antlitze.

Morg aber stand wie versteint.

Also nicht wegen i h m — dem berühmten Kanzelredner und Dichter, dem Oberhofprediger — war F r e i f r a u v o n K r ü d e n e r, g e b o r e n e B a r o n e s s e v o n V i e t i n g h o f f, hieher gekommen, . . . sondern wegen . . . den zwei elenden, zum Galgen verurtheilten Verbrechern! . . .

Morg gingen hier die Gedanken aus . . .

Und dies zarte, herrliche Wesen? . . . Nein, es war unmöglich . . . unerhört! . . .

„Und Sie glauben doch nicht . . ."

„Daß eine Umkehr möglich sei? . . . O ja, mein Herr, das glaube ich. Die menschliche Natur ist voll Widersprüche. Wer hat nicht an sich selbst . . . die Erfahrung gemacht . . ."

„An sich . . . und diese Menschen!"

„Wer hat nicht an sich selbst erfahren, wie schwach und fehlerhaft der Sterbliche ist. „Der Anblick ist groß" — sagt Jean Paul, dieser Herrliche, in seinem Hesperus . . ."

Morg biß sich abermals bei Nennung dieses gehaßten Namens auf die Lippen.

„Der Anblick ist groß," — wiederholte Frau von Krüdener — „wenn der Engel im Menschen geboren wird; wenn alsdann am Horizont der Erde die ganze Sonnenwärme der Tugend auf das Herz nicht mehr durch Wolken bricht."

„Jean Paul ist ein lächerlicher Schwärmer!" — hätte der Oberhofprediger gerne gesagt; aber er hatte den Muth nicht, einer Dame zu widersprechen, die Freifrau war.

„O!" — fuhr Frau von Krüdener fort — „wir armen Menschen sind ja in Blut und Fleisch gebunden,

und wenn wir auch das gelobte Land erkämpfen wollen, da uns die Trauben desselben schon entgegen kamen, — wenn wir ausziehen, deren Riesen, die Leidenschaften, niederzuwerfen, fühlen wir da nicht selbst, wie wenig wir sind . . . wie sehr wir der göttlichen Hülfe, des göttlichen Trostes bedürfen? . . . Und sollten wir nicht Alles daran setzen, solche Unglückliche auf den Weg des Heiles zurückzuführen?"

„Es sind Verworfene!" — rief der Oberhofprediger. — „Sie achten, — wie Petrus in seinem zweiten Briefe, im 2. Kapitel, Vers 12 und 13 sagt — „sie achten für Wollust das zeitliche Wohlleben, sie sind Schande und Laster, sie sind wie die unvernünftigen Thiere, die von Natur dazu geboren sind, daß sie gefangen und geschlachtet werden!"

Ein Blick des Vorwurfes traf hier den Zeloten. Dann sagte Frau von Krüdener milde: —

„Die Menschen sind lasterhaft, weil sie die Tugend für zu schwer ansehen, und sie werden es wieder, weil sie sie für zu leicht halten."

„Die Menschen sind lasterhaft, weil der Böse seinen Thron in ihnen aufgeschlagen hat!" — rief Morg mit einem Pathos und einer Stimme, die die Glasscheiben der Fenster zittern machten.

„Und sollte nicht auch ein guter Engel in ihnen wohnen, der vielleicht nur geweckt sein will?" — frug

Frau von Krüdener. — „Lassen Sie mich den Versuch machen!“

„Aber wie kommen Sie, eine so vornehme, liebenswürdige, reizende Dame, auf diesen seltsamen Gedanken?“ — frug hier Morg, die Hände vor Verwunderung faltend.

„Es giebt Menschen“ — sagte Frau von Krüdener — „die von Jugend auf eine gewisse Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, nach der Religion, nach einer Heiligung und Verklärung haben. Diese Sehnsucht kann verdunkelt werden, wie Wolken zeitweise die Sonne verdecken, aber wie diese wird jene immer wieder durchbrechen. Catharina von Siena trug eine eiserne Kette um den Leib und that Wunder der Bekehrung an verstockten Sündern. Ich bitte Sie, Herr Oberhofprediger, verschaffen Sie mir, kraft Ihres Amtes, Eingang bei den beiden Verbrechern!“

„Also nichts, als eine religiöse Schwärmerin!“ — dachte Morg jetzt verächtlich, während seine Blicke die schöne Gestalt gierig verschlangen. Er hätte die Verbrecher jetzt fast beneidet. Aber wer konnte wissen, was mit dieser Schwärmerin noch zu machen sei? Besaß sie Reichthümer, so konnte man, vielleicht für die Kirche, oder ihre Diener — was ja, nach Morg's Ansicht, ein und dasselbe war — Vortheil daraus ziehen. Schon der Umgang mit einer „Freifrau“ gab Glanz und

machte von sich reden. Abschlagen mochte daher Morg nicht, und doch wollte er auch die Verantwortung von dem, was daraus entstehen konnte, nicht auf sich nehmen. Er verwies die Bittende also, unter zahllosen Bücklingen, Entschuldigungen und Betheurungen seiner unbegrenzten Verwunderung für ein so echt-christliches, wahrhaft heiligendes Streben, . . . an seine Excellenz, den Herrn Staats- und Cabinets-Minister von Hardenberg, Administrator der Fürstenthümer.

Frau von Krüdener erröthete, aber nur vorübergehend; dann verlangte sie, mit der ihr eigenen Entschiedenheit, Papier und Feder und schrieb sofort an den Minister. Nach einer halben Stunde war der Bote mit einem von Hardenberg unterzeichneten Schreiben zurück, welches Freifrau von Krüdener — da das Urtheil bereits gefällt und verkündet war — freien Zutritt zu den Verbrechern gestattete.

Im Gefängnisse.

Ueber der Erde lag der freundliche Tag, Finsterniß aber und kalte, feuchte Nacht hüllte die unterirdischen Räume ein, welche die Kerker des Baireuther Criminal-Gerichtes bildeten. An den Wänden aus breiten Quadersteinen, in welche hie und da schwere eiserne Ringe eingemauert waren, sickerte still und schweigsam, aber mit ewiger Gleichförmigkeit, die Feuchtigkeit herab, und zersetzte die harten Steine — wie kleine, sich immer wiederholende Schwächen und Sünden das beste Herz — nach und nach.

Ein peinlicher, das Athmen beengender Moderduft stieg dabei nicht nur von dem nassen Boden, sondern auch von dem faulenden Stroh auf, das die Lagerstätte der Verbrecher, die hier weilten, bildete; aber er wurde auch noch vermehrt durch die Ausdünstung derselben und deren längst in Lumpen zerfallene Kleidung. Kein Laut des äußeren Lebens drang dabei bis zu dieser entlegenen Tiefe, während nur ein matter Schimmer der Del-

lampe, die in den umschließenden Räumen brannte, durch ein hoch in der Mauer angebrachtes kleines Fenster einfiel, das wieder mit dicken eisernen Gittern verschlossen war.

Unendliche Einsamkeit herrschte jetzt hier und nichts unterbrach die lautlose Nacht, als hie und da das Klirren schwerer eiserner Ketten. Unsichtbar aber, mit geschäftiger Hand, arbeitete rings umher — in Finsterniß und Verborgenheit gehüllt — die Vernichtung, dies tausendköpfige, nimmersatte Ungethüm, das, mit jeder Minute millionenfach neugeboren, unaufhaltsam die Gegenwart verschlingt, um, unabwendbar in ewigem Wechsel, die ewige Mutter neuen Daseins zu sein. Du merkst sie nicht, wenn sie — Tag ein, Tag aus — in deinem eignen Innern wühlt und frißt: im scharfen Ost an deinen Lungen zehrt; im Sturm des Lebens, oder seinem gleichen Gang, den Körper, des Lebens Maschinenwerk, abschleift; dein Blut verkohlt; im Zahnessplitter, im ausgegangenen Haar, im kleinen Schüppchen deiner Haut, im ewigen Stoffeswechsel ihr stilles Wesen treibt. Du merkst sie nicht rings um dich her in jedem Ding, wenn nicht die Zeit, wie ein Vergrößerungsglas, sie vor das Aug' dir rückt, oder der Elemente Macht sie, im Sturme, in dem Gewitter, in der Erdbeben Stöße, in der Jahreszeiten Wechsel, dir, in erhöhter Macht und Kraft vor die erschrockene Seele stellt!

Aber hier — in des Kerkers einsamer, lautloser Nacht — vermagst du ihr den Pulsschlag leicht zu fühlen. Nur tropfenweise rinnt das Wasser an den Wänden nieder, aber sein Niederrinnen — Jahrhunderte hindurch — höhlt die festen Steine aus und giebt sie der Verwitterung preis, zu der sich, mit den Tropfen, gern die Luft vereint. Am morschen Stroh frißt Fäulniß sichtbar rasch und zehrt hinweg, was einst die edle Frucht getragen. Am Eisen selbst — an Kett' und Ring — nagt Rost und übt den stumpfen, doch nie müden Zahn der Zeit.

Und diese Zeit . . . hat sie nicht bald ausgeschlagen für die, die jetzt hier noch athmen? — Steht die Vernichtung nicht in ihrer finstersten Gestalt vor jenen zwei finsteren Gestalten, die lang-hingestreckt, hier auf dem faulen Strohe ruhen?

Der eine der Gefangenen, ein starker, kräftiger, junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, liegt auf dem Rücken, die Arme auf der Brust verschränkt. Die Züge des bleichen, zerfallenen Angesichtes zeigen Verworfenheit. In seinen Augen lodert ein unheimliches Feuer. Unstät rollen sie umher; rasch und durchdringend, wie die eines Falken. Um den breiten Mund spielt ein kaltes höhnisches Lächeln. Wenn eine Maus oder eine Ratte in dem Stroh raschelt, auf dem er liegt, zuckte es in seinen Augen, wie wenn der Jäger,

auf dem Anstand stehend, ein Wild im Laube aufgehen hört.

Es ist ein Wilderer, der „Wald-Jörge" genannt, der bereits zwei Förster mit Vorbedacht erschossen hat.

Der Andere, der seinen Kerker theilt und an die gegenüberliegende Wand mit seiner schweren Kette befestigt ist, ist ein Straßenräuber, der einen reisenden Kaufmann unweit Hof angefallen, geplündert und ermordet hat. Auch er zählt erst einige zwanzig Jahre.

Sein eingefallenes bleiches Gesicht zeigt keine häßlichen Züge; aber Haare und Bart, wild und verworren, geben ihm ein erschreckendes Aeußere, das durch den finsteren Ausdruck, der auf ihm ruht, nur noch erhöht wird. Es ist, als ob sich der Haß, wie ein ätzendes Gift, hier eingefressen und in die scharf markirten harten Züge die Worte eingegraben hätte: Tod und Verderben aller Welt.

Auch jetzt schien dieser Haß an ihm zu nagen; sein immer gelbes Gesicht war noch gelber geworden und seine starren finsteren Blicke drohten die Mauern zu durchbohren. — — —

Der Wald-Jörge fing jetzt plötzlich zu pfeifen an. Sein Nachbar verharrte lange Zeit in dumpfem Brüten, endlich sagte er, noch finsterer als zuvor:

„Die Aussicht auf den Galgen scheint Dich ja verdammt heiter zu stimmen!"

Wald-Jörge lachte mit einer so schauerlichen Wildheit auf, daß es von den Wänden wie höllisches Hohngelächter wiederklang.

„Warum auch nicht? Der Tanz ist ja bald aus; . . . soll ich da die letzten Stunden mit Heulen vergeuden, wie der Pfaff meinte, der uns seit acht Tagen quält?“

„Verflucht!“ — sagte der Andere — „wenn er mir mit seinem albernen Gewäsch wiederkommt, schlag ich ihn mit meiner Kette wie einen Hund zu Boden.“

„Hast recht, Bolte!“ — rief der Wald-Jörge mit funkelnden Augen. — „Ich wollt', ich hätt' den Kerl im Wald auf Schußweite. Piff! . . . Paff! und . . . er sollte die Viere strecken.“

„Schufte!“ — knirschte der Raubmörder. — „Die Kerle haben gut reden: sitzen im Glück, mästen den Bauch und predigen das Evangelium . . .“

„Das heißt . . . für Andere . . .“

„Nun freilich, für sich melken sie's!“

„Weltordnung, . . . Christenthum, . . . Gottesfurcht, . . . christlicher Staat!“ — rief der Wald-Jörge und lachte wild auf — „hast Du von dem Zeug in Deinem Leben etwas gemerkt?“

„Verdammt wenig!“ — entgegnete Bolte.

„Ich auch nicht!“

„Aber das hab' ich gemerkt, daß der christliche

Staat, wie ihn der Pfaff nennt, mich an den Galgen bringt."

„So dankst Du ihm wenigstens die einzige Erhöhung, die Dir im Leben ward!"

„Zum Teufel mit Deinen Witzen! . . . hätt' er mich nicht zuerst in den Staub getreten, wär' ich ein anderer Kerl geworden!"

„Donnerwetter!" — rief hier der Wald-Jörge und erhob sich halb von seinem Lager, so daß die Ketten schauerlich rasselten. — „Mensch! ich glaub', es spukt noch so etwas wie ein Gewissen in Dir!"

„Beruhige Dich!" — entgegnete Bolte finster. — „Es ist nur die Hefe davon."

„So werf' auch die fort! — Sie treibt leicht die Luftblasen einer dummen Reue auf."

„Ich glaub', unsere Auffahrt steht näher bevor. — — Wahr ist's aber, daß gerade der christliche Staat mit seinen christlichen Gesetzen mich auf dem Gewissen hat."

„Also eine Eiterbeule der Menschheit! nun; er ist da daran, sich zu helfen und sie . . . auszudrücken."

„Du bist bei schlechter Stund' in guter Laune."

„Weil ich seit Jahr und Tag heut' wieder einmal ordentlich gegessen habe. Ich glaub', sie wollen uns für unsere Galgenfahrt mästen!"

„Schweig!"

„Warum? Willst Du's leugnen, daß das ein Vergnügen für Tausende giebt?"

„Schweig, sag' ich!"

„'s ist nur der christlichen Liebe wegen. Es freut doch Jeden, wenn er die Canaillen hängen sieht!"

„Die sie selbst zu Canaillen gemacht haben. Donnerwetter! . . . war ich nicht früher in meiner Jugend ein ganz ordentlicher Kerl? . . . Hab' ich nicht mein Schmiedehandwerk rechtlich betrieben, bis mich mein älterer Bruder auf christliche und gesetzliche Weise um Alles bestohlen hat, was mir zukam?"

„Geh' zum Teufel mit Deiner gesetzlichen Weise. Sie nennen's Gesetz; in ihrer Hand aber ist's Spitzbüberei . . . nur . . . privilegirte. Mein Wille ist mein Gesetz!"

„Was hab' ich denn gethan?!" — rief hier der Wald-Jörge grimmig und schlug mit seinen Ketten auf den Steinboden, daß es furchtbar rasselte und schallte. — „Weil ihre Hasen, ihre Rehe, ihre Hirsche in Rudel kamen und uns unsere Aecker abatzten, — weil ihre Wildsäue sie umwühlten, daß nicht die Staude Kartoffel blieb, . . . darum fing ich zu wildern an. Es war ein Kampf um Leben und Sein. Hat der Edelmann nicht genug im Leben, daß er, um seinem Vergnügen zu fröhnen, auch noch den Armen um seinen letzten Lebensunterhalt bringen muß? — Ich schoß also

nieder, was mir vor's Rohr kam, und das von Rechts=wegen . . . denn . . . hat mich unser Herrgott in's Leben gesetzt, um zu leben, so muß ich auch leben können. War's da meine Schuld, daß mir die Förster den Krieg machten? Jetzt hieß es: ich oder Du . . . und da fiel das Du!"

„Und jetzt kommt das ich!"

„Immerhin! — Einmal müssen wir doch daran glauben. Aber das sag' ich Dir, was die That betrifft, ist mein Gewissen wie ein durchlöchertes Taschentuch."

„Wie so?"

„Ei nun! der Wind fährt durch, daß es eine Lust ist . . . und mit ihm die Reue. Hundert solcher Pfaffen, wie der, der uns bekehren wollte, flicken's nicht."

„'s ist eine Lumpenwelt!" — rief Bolte finster — „eine Lumpenwelt, die ich hasse und mit Mann und Maus vergiften könnte. Geht's nicht manchem jüngeren Sohne wie mir? Wie mancher sitzt da und muß ringen und sparen und kämpfen, bis er nur ein Plätzchen hat, wo er seinen Ambos hinstellt, während sein älterer Bruder, von Vater und Mutter gehätschelt, gleich ein gemachter Mann ist und im Vaterhause sitzt, wie der Vogel im Hanfsamen! . . . Alle Teufel! und da soll nicht Neid in die Brust gesäet werden? — —

Und wenn's nun einem solchen Unglücksvogel gar nicht glückt — auf keine Weise glückt, trotz Müh' und Fleiß nicht glückt — und kein Teufel sich um ihn kümmert, und alles zum Unglück ausschlägt, und Jedermann ihn hintenansetzt, weil er arm ist, . . . da soll der Haß nicht Wurzel schlagen, und die Feindschaft gegen alle Glückliche und gegen die ganze Welt? — Hab' ich nicht Vater und Bruder und Obrigkeit um Unterstützung in meinem Geschäft gebeten, weil ich fleißig sein und ein rechtlicher Mensch bleiben wollte? . . ."

„Und sie haben nichts für Dich gehabt?" — frug der Wald-Jörge hämisch.

„O ja!" — entgegnete der Andere knirschend — „schöne Worte und christliche Lehren genug . . . aber keine That."

„Wer viel schwätzt, der thut nichts!" — rief Wald-Jörge. — „Mein Grundsatz ist: die Hände gebraucht und nicht die Zunge."

„Er ward auch der meinige," — sagte Bolte finster — „nachdem ich zuvor durch Mißgeschick, Unmuth und Ueberdruß am Leben ein Lump geworden war."

„Und da gebrauchtest Du die Hände?"

„Ja! aber nicht mehr zur Arbeit!"

„Versteht sich! Du warst gewitzigt . . ."

„Es ging ja doch nicht . . ."

„Und nahmst gleich den Lohn! . . . Ich glaub', sie nennen das stehlen."

„Ich mußt' so gut leben, wie Du."

„Dann hast Du schlecht gelebt."

„Ist das Selbsterkenntniß?"

„Wie Du willst: das Urtheil kann vom Magen oder vom Gewissen kommen; aber Du weißt, wie's mit dem Letzteren bei mir steht; — 's ist davon gelaufen!"

„So laß es laufen; es giebt Dir doch kein Teufel einen Batzen für das schlechte, durchlöcherte Ding."

„Indeß nehmen heißt doch noch nicht todtschlagen?"

„Kann ich dafür, daß sich der Mensch, mit dem ich theilen wollte, wehrte? Es war ein ehrlicher Zweikampf, in dem er fiel."

„Der Dich, Bruder, aber viel kostet!"

„Was er ihn gekostet hat: das Leben, und noch dazu ein elendes!"

„Immerhin fatal! — Es giebt kein zweites!"

„Das hoff' ich wenigstens."

„Ich auch!"

„Ich möcht' nur noch eines wissen, Bruder! — "

„Und das wäre?"

„Wenn nun ein braver Mann einen Anderen bestiehlt und umbringt . . ."

„Kann er das? . . ."

„Warum nicht? . . . durch einen ehrlichen Proceß z. B., der dem Anderen auf gesetzlichem Weg Hab und Gut und Ehr' und Lebensglück — — — ja vielleicht durch Kummer und Gram das Leben selbst nimmt, . . . wird der auch als Räuber und Mörder betrachtet und gehängt?"

„Wo denkst Du hin, Bruder!" — rief lachend der Wald-Jörge — „da gäb's ja bald keine Reichen, keine Advocaten und keine Aecker mehr?"

„Warum keine Aecker?"

„Weil man allen Platz für Galgen brauchte."

Jetzt aber fuhren beide Verbrecher in die Höhe, denn die Riegel der eisernen Thüre, die ihren Kerker schloß, knarrten und der Schlüssel ward umgedreht.

Gleich darauf öffnete sich die Thüre: ein lichter Glanz strahlte herein und in seiner Mitte stand eine weiße, zarte Engelsgestalt.

Beide Verbrecher fuhren überrascht empor; aber ihren kalten, nüchternen, frivolen Seelen blieb jede Illusion fremd. Hier wehte kein warmer Hauch des Herzens, des Gefühls oder der Phantasie mehr, hier war Alles erstarrt! Der frivole Mensch hat ja den Leichtsinn und die Ruchlosigkeit zu Begleitern, in seinem Herzen ist der Quell der Liebe vertrocknet und die Wurzel des Glaubens abgedorrt. Seine Hoffnung beschränkt sich — so lange er noch frei in der Welt steht — auf

den Genuß der nächsten Stunde. Er hat kein Gut, als das Leben, darum umklammert er es gemeinhin so fest und so feig, und reißt doch jeden Augenblick eine Blüthe desselben ab, bis zuletzt nur noch der kahle dürre Stamm dasteht. Aus der Frivolität geht aber dann auch noch die erstarrende Selbstsucht hervor, neben welcher das Edle und Gute nicht mehr bestehen kann. Sie hat keine Kraft, als die des Spottes, und keinen Muth, als im Hohn gegen das Heilige. Für den so weit Gesunkenen giebt es alsdann auch keine Ideenwelt mehr, darum auch weder Gott noch Vaterland, — alles Höhere ist dann ein lächerliches Unding!

So auch hier. Bolte war die Erscheinung mitten im Lichtglanze — wenigstens im ersten Momente — noch wie eine überirdische, wie die eines Engels vorgekommen; . . . der Wald-Jörge aber sah nur die geöffnete Thüre seines finsteren Kerkers, durch die das Licht einer Fackel hereinfiel und ein Frauenzimmer eintrat.

„Sapperment!“ — rief er daher, auf ekelhafte Weise mit der Zunge schnalzend, — „heut' hab' ich zum erstenmal Respekt vor einer Obrigkeit!“

„Warum?“ — frug Bolte.

„Weil sie uns wenigstens den Weg zum Galgen noch lustig macht.“

„Wie so?“

„Nun, ... hatten wir nicht heut' einen anständigen Fraß und ein Glas Branntwein und nun schickt sie uns noch eine Dirne!"

Bolte schaute finster und scheu nach der zarten weißen Gestalt, die, da sich die Kerkerthüre wieder geschlossen und die alte Nacht ihre Herrschaft wieder eingenommen hatte, am Eingange stehen geblieben war, das Auge an die Finsterniß zu gewöhnen.

„Nur immer herbei, Schätzchen!" — rief jetzt Wald-Jörge frech. — „Du bist in Gold zu fassen, daß Du zu uns herunter kommst. Aber Du sollst auch lustige Gesellen an uns finden!"

„Wie?" — sagte hier eine wunderbar sanfte, unendlich wohltönende Stimme mit leisem Zittern — „seid ihr nicht zum Tode verurtheilt?"

„Eben das ist ja das Lustige!" — rief der Wilderer. — „Wenn man da oben zum Leben verurtheilt ist, zu einem Leben in Saus und Braus ... da ist's kein Kunststück, ein lustiger Gesell' zu sein; wer aber noch, mit einem Fuße auf der Galgenleiter, scherzen und lieben kann, der, Mädel, der ist ein ganzer Kerl!"

„Und ihr seid mir dankbar, daß ich zu euch gekommen bin?" — sagte die Stimme weiter, ohne sich zu nähern.

„Gewiß!"

„Auch wenn ich nur als eure Schwester zu euch komme?“

„Zum Teufel! . . . als Schatz wär' mir lieber!“ — rief der Wilderer mit rohem Lachen, — „aber auch wenn Du als Schwester kämest, wär's viel und dankenswerth; denn die feinen Leute da oben bedanken sich sonst vor unserer Bruder-, Schwester- oder Gevatterschaft.“

„Nun, ich bin,“ — fuhr die weiße Gestalt fort, und trat einige Schritte näher, — „ich bin, was man im Leben reich, vornehm, selbstständig, aus den höheren Familien nennt!“ . . .

„Brrr!“ — machte der Wald-Jörge.

„Ich könnte froh und fröhlich, heiter und im Genusse leben, unbekümmert, wie um mich her Noth und Elend weinen, zu Boden gedrückte Herzen seufzen . . .“

„Und warum thut Ihr das nicht, wie die Anderen? 's ist ja der Welt Mode!“

„Aber, wie ihr seht, meine lieben Brüder, nicht mein Gebrauch.“

„Ihre lieben Brüder!“ — murmelte der Wald-Jörge — „Schwerenoth! . . . und wie sie das sagt.“

„So 'ne Stimm' hab' ich noch nie gehört!“ — flüsterte Bolte — „die geht einem ja dicht an's Herz!“

„Dummkopf! haſt Du denn noch eines?“

„Eben kam es mir faſt ſo vor.“

„Laß Dich vom Satan befallen! Herz und Gewiſſen ſind Geſchwiſterkinder. Klopft's erſt einmal da wieder, dann ſagt die Pförtnerin, die Schwäche: „herein!“ . . . und im nächſten Augenblick hat ſich der ganze Lumpenſchwarm von: Reue, Feigheit, Verzagen, Gewiſſensbiſſen u. ſ. w. einquartirt und Du biſt aus einem Mann zu einer weibiſchen Memme geworden. Stopf' Dir die Ohren zu und laß mich machen!“

„Meine lieben Brüder!“ — wiederholte jetzt die weiße Geſtalt.

„Was thu' ich mit den Worten!“ — rief der Wilderer — „wenn Du uns Brüder nennen willſt, ſo komm und laß uns erſt Brüderſchaft machen!“

„Ich bin gekommen,“ — fuhr die milde, herzgewinnende Stimme fort, — „um euch zu beweiſen, daß ich mich als eure Schweſter betrachte — denn alle Menſchen ſind Brüder und Schweſtern — einer Schweſter aber liegt es ob, ihre armen Brüder, auch wenn ſie ſich verirrt haben, zu tröſten.“

„Wer ſagt Dir denn, daß wir Troſt brauchen?“

„Mein eigenes Herz!“

„Es lügt, Schweſterchen, — barmherziges, wie ich hoffe. Wir ſind luſtig und guter Dinge, haſſen die Welt und die Menſchen und ſpotten des Todes!“

Bolte seufzte.

„Ein Herz, das haßt, kann nie guter Dinge sein!“ — sagte jetzt die Dame und trat so nahe, daß beide Verbrecher im Dämmerscheine der Kerkernacht ihre Züge erkennen konnten. Aber beide standen auch im gleichen Momente starr vor Staunen: das war ja in der That eine Dame aus den höchsten Ständen, so fein, so edel gebildet, so engelschön . . . und sie . . . sie . . . kam zu ihnen herabgestiegen, um sie, die zum Tode verurtheilten Verbrecher zu besuchen und zu trösten?!

Das Ungewöhnliche, das Großartige imponirt rohe Gemüther immer — und in diesem Besuche lag beides.

Bolte und der Wald-Jörge folgten daher auch, als ihnen jetzt die Dame ihre Hände hinreichte und sagte:

„Hier ist die Hand eurer Schwester, faßt Vertrauen zu mir, ich meine es gut mit euch. Auch ich bin ja nicht frei von so manchem Irrthum und Fehler — wer von uns Menschen hätte keine Schwächen! — — Aber gerade, weil ich die meinen fühle und bereue, und weiß, wie schwer jedes Unrecht auf unserer Seele lastet, darum komme ich zu euch, meine Brüder, euch zu erleichtern, zu trösten und für den letzten schweren Gang zu heben und zu stärken. Werdet ihr ein so aufrichtiges, liebendes Entgegenkommen eurer Schwester zurückweisen?“

„Nein, wahrlich nicht!“ — sagte Bolte, von der Stimme und der Güte der Dame hingerissen.

„Gewiß nicht!“ — murmelte der Wilderer, der noch immer die zarte Hand der schönen Frau hielt, ohne recht zu wissen, was er that, und was mit ihm vorging.

„So laßt mich hier zwischen euch niedersitzen!“ — sagte Frau von Krüdener, ihren Shawl über einen großen Stein breitend, der zwischen beiden Verbrechern an der Wand lag und ihnen zu Sitz und Tisch diente.

Die Männer wußten nicht, wie ihnen geschah. Auf den Wink der wunderbaren Erscheinung setzten sie sich auf ihr Stroh nieder, um voll Neugierde zu lauschen, was da kommen sollte. Aber die schlanke Frau mit dem sanften, lieben Gesichte und der wunderbaren, Herz und Seele erfassenden Stimme bat nun einen nach dem anderen um seine Geschichte.

„Meinetwegen!“ — sagte der Wilderer — „dem Pfaffen hätt' ich mit der Kette da die Hirnschale eingeschlagen, wenn er meine Geschichte zu hören verlangt hätte . . . Ihnen kann ich's nicht abschlagen!“

Und er erzählte, was wir schon annähernd wissen; auch Bolte that es; aber durch die Erzählung wuchs bei Beiden der alte Ingrimm wieder und die alte Leidenschaft und der alte Haß: die Augen flammten, die Züge wurden furchtbar, die Hände ballten sich, und

gräuliche Worte, Flüche und Verwünschungen trafen das Ohr der Zuhörerin, der es bald heiß, bald kalt über den Körper lief.

Aber Frau von Krüdener beherrschte sich, und behielt ihre Ruhe und Milde bei. Sie wußte: in jeder Leidenschaft spielt die Einbildungskraft den Meister sowohl über die Sinne, als über den Verstand.

Aber welch' ein Wunder übte sie nun, als sie beiden Verbrechern die Geschichte von deren Leben und Thaten zurückerzählte, nur in einem ganz anderen Lichte dargestellt.

Auf so manche Gebrechen des Staates und der menschlichen Gesellschaft eingehend, beklagte sie erst mit wirklicher Theilnahme die mißliche und unglückliche Stellung eines so großen Theiles der unteren Volksschichten, tadelte scharf und entschieden die tyrannischen Uebergriffe der Bevorrechteten und stellte eine nahe Befreiung des gedrückten Volkes durch die Fortschritte der französischen Revolution in Aussicht.

Wald-Jörge und Bolte trauten kaum ihren Ohren. Himmel! war das eine andere Sprache, als sie der Geistliche geführt, der von vornherein auf sie, wie auf verworfene, ewig verdammte, von der ganzen Menschheit ausgestoßene Wesen herabgesehen. Hier war ja ein vollständiges Eingehen auf ihre Anschauungsweise der

Welt und des Lebens; . . . dieses wunderbare Wesen sprach ihnen ja wie aus der Seele.

Der Wilderer schaute sie wie ein gezähmter Löwe, mit großen Augen an, — unheimlich zwar noch immer und jeden Augenblick zu neuem Sprung und blutigem Zerreißen bereit, — und doch auch wie von einer höheren Gewalt gefesselt und in einen Zauberkreis gebannt. Aber das Wunder sollte sich noch steigern, als die hohe Frau nun fortfuhr und aus dem gewonnenen Standpunkte auf milde Weise die Fehler und Irrthümer entwickelte, aus welchen das Unrecht der beiden Männer wie wucherndes Unkraut aufschoß, um dann zum Verbrechen heranzureifen.

Die schöne, sanfte Frau, die hier, in der Kerkernacht, wie eine Schwester mitten zwischen den beiden Mördern saß, ward dabei immer beredter, immer lebendiger, immer eindringlicher. Kein hartes Wort kam über ihre Lippen, nur mit Theilnahme und wirklichem Schmerz sprach sie von dem immer tieferen Sinken der Beiden und malte es — der reinen Welt des Guten gegenüber — mit so traurigen Farben aus, daß es den beiden Sündern zum erstenmale kalt und heiß ward, ... ja, . . . daß sie zum erstenmale in ihrem Leben ihre Thaten als wirkliche Verbrechen erkannten.

Noch machte sich zwar keine Reue bemerkbar; aber dies Erkennen kündete doch eine Bresche in den steiner-

nen Ringmauern, die diese Herzen, wie Festungen, umschlossen.

Die edle Frau gab sich denn auch schon den schönsten Hoffnungen hin, als der Wilderer — Bolte war still und nachdenklich geworden — plötzlich auffuhr, mit den Ketten auf den Boden schlug und rief:

„Zum Teufel! was soll aber das ganze Geschwätz? Ich wollt', ihr wäret da oben geblieben und hättet uns unseren Galgenhumor gelassen, statt uns zu alten Weibern zu machen!"

„Wie?" — frug Frau von Krüdener sanft — „nennt ihr das zu alten Weibern machen, . . . wenn ihr euer Unrecht einseht und es bereut?"

„Ich sehe nichts ein und bereue nichts! — sagte Wald-Jörge finster. — „Aber ich will, daß ihr uns verlaßt und uns nicht länger plagt!" —

„Laß sie immer gewähren!" — fiel hier Bolte ein. — „Ich glaub', sie hat recht!"

„Da haben wir das Schaf!" — rief der Wilderer vor Aerger über die eigene Erweichung knirschend. — „Statt lustig zu sterben, wie ein Mann, wird er gleich heulen wie ein Kind und sein Vaterunser beten. Aber mich sollt ihr nicht irre machen. Satan ist mein Gevattersmann und bleibt es!"

„Ihr täuscht euch selbst, lieber Bruder," — sagte die Dame — „und beweist gerade mit diesen Zornausbrüchen, daß sich euer Herz zu regen anfängt."

„So will ich es ersticken, wie ein noch ungeborenes Kind!" — schrie der Wilderer — „Ihr aber geht zum Teufel oder . . ."

Und hier faßte er — schäumend vor Wuth — die zarte Frau mit seiner Eisenfaust, um sie mit Gewalt wegzuschleudern. Da aber sprang auch Bolte, unter dem Gerassel seiner Ketten, auf, und ein rasender Kampf — zwischen den eingeengt das unglückliche Weib stand — wollte eben beginnen, als sich der Schlüssel abermals in dem Schloß drehte, die Riegel zurückgeschoben wurden, die Thüre sich öffnete und, in Begleitung des Gefängnißwächters, eine Frauengestalt, mit einem Kinde auf dem Arme, eintrat.

Da der Wächter eine Fackel in der Hand hielt, konnte man die Eingetretene leicht erkennen: es war ein noch sehr junges, nicht unschönes Mädchen aus dem Bauernstande; wohl aber von ihren Eltern verstoßen, wie der elende, in Lumpen zerfallende Anzug bewies: das Opfer ihrer eigenen Schwäche und eines weiteren Verbrechens.

„Verflucht!" — rief denn auch der Wilderer bei ihrem Anblick. — „Auch das noch!"

Die junge Mutter aber sank in lautem Schluchzen

zu des Wald-Jörgen Füßen, umklammerte ihn und schrie:

„Jörge! Jörge! was hast Du aus mir und Dir gemacht! was soll's nun werden mit uns und mit unserem armen Kinde!"

„Was es werden soll?" — rief der Wilderer und ein entsetzliches, erzwungenes Lachen begleitete seine Worte. — „Was es werden soll? — Ich werde gehängt, Du und der Wurm aber, ihr verhungert und verfault auf offenem Weg, . . . so will es die Welt!"

Das junge Weib that einen Schrei, als ob ein Dolchstoß sein Herz getroffen.

„Ruchloser!" — sagte Bolte finster.

Der Wilderer zitterte am ganzen Leibe.

Da ertönte wieder die Engelstimme der stillen Trösterin und sagte mit einem so süßen Klang und einer so unendlichen Milde, daß das junge Weib erschrocken auffuhr und — wie sie Frau von Krüdener erblickte — eine himmlische Erscheinung vor sich zu haben glaubte, . . . da sagte jene süße Stimme:

„Nein! so wird es nicht kommen! noch lebt ein allgütiger Gott, der seine Kinder nicht verläßt, auch wenn sie noch so schwer gefehlt haben. Für dieses Weib und sein Kind sorge ich, so lange beide leben. Es soll ihnen nichts fehlen und aus dem armen kleinen

Wesen soll, durch eine sorgliche Erziehung, ein guter Mensch werden."

Eine tiefe Pause entstand. Nur ein leises Schluchzen ließ sich vernehmen. Die junge Mutter hatte ihr Kind auf den Boden gelegt und faltete sprachlos die Hände . . . sie glaubte, es stehe eine Engelserscheinung vor ihr.

Plötzlich fühlte Frau von Krüdener ihre zarte Hand von einer rauhen berührt; . . . es war die des Wilderers. Er hob sie langsam. Als ihn aber die Dame ansah . . . zuckte es wunderbar um seine Lippen, ein sonderbares Reißen gab sich in seinen Zügen kund . . . bis er mit einemmale vor der hohen Frau niedersank, . . . seine Lippen auf ihre Hand drückte und . . . in ein leises Weinen ausbrach.

„Nicht mir diesen Dank!" — sagte die Dame — „sondern Gott, eurem Vater und Richter!"

Jetzt kniete auch Bolte nieder und küßte, Thränen im Auge, den Saum ihres Kleides.

Der flackernde Schein der Fackel aber warf ein eigenthümlich-röthliches Licht über die Gruppe — wie das Abendroth eines, unter Sturm und Wetter versunkenen Tages und das Morgenroth eines neuen stilleren und glücklicheren. Aber zwischen dem neuen und dem alten Tage lag freilich für zwei der Anwesenden . . . die Nacht des Todes!

Nach einer Stunde verließ Frau von Krüdener den Kerker. Ein schönes, seliges Bewußtsein erfüllte ihr Herz. Sie war mit sich, mit Gott, mit der Welt versöhnt. Sie wußte jetzt, welchen Weg sie für die Zukunft zu wandeln habe — — — sie sagte sich selbst mit stiller Freudigkeit:

„Jetzt bist du auch würdig, ihn . . . zu sehen und zu sprechen!“

Zwei Kometen und ihre Bahnen.

Es ist eigenthümlich, wie eine Minute, eine Stunde, ein Gedanke, eine einzige That oft über unser ganzes Leben entscheidet. Frau von Krüdener's Besuch in jenem Kerker entschied für ihre ganze Zukunft. Sie hatte sich — ohne sich eigentlich der Sache klar bewußt zu sein — mit dieser Stunde der leidenden und sündigen Menschheit gewidmet und zog von nun an, wie ein seltener wunderbarer Komet über die Welt hin, — eine Erscheinung einzig in ihrer Art. Freilich wurde ihr Wesen später immer schwärmerischer und mystischer; aber Tausende und Abertausende, die ihren Predigten zuströmten, fanden doch bei ihr Trost und Hülfe.

Indeß die Richtung dieser Kometenbahn zeigte für jetzt erst nach Hof, und es hieße der Erzählung vorgreifen, wollten wir hier unsere Blicke in die Zukunft werfen.

Lange schon war Frau von Krüdener eine begeisterte Verehrerin der Jean Paul'schen Schriften. Schon die

gewaltige, glühende Phantasie, die sie mit dem Verfasser derselben gemein hatte, so wie ihr schwärmerisches, tief poetisches Wesen, zogen sie zu ihm hin. Aber dies harmonische An- und Wiederklingen gewann noch durch Frau von Krüdener's übrige Eigenthümlichkeiten, kraft welcher sie mit anderen Frauen wenig gemein hatte, da in ihr — neben der schönsten Weiblichkeit — ein übermächtiger Thatendrang herrschte; freilich wohl durch Eitelkeit und die Sucht zu glänzen mächtig unterstützt. Sie schwärmte in Gedanken für einen gleichen Beruf mit den Männern und fand den des Schriftstellers um so näherliegend, als sie sich selbst schon mit der Feder versucht hatte. Juliana von Krüdener vergaß dabei nur eines: nicht Theil nehmen an der schweren Arbeit, an den Kämpfen, an dem mühevollen Aufbauen des Mannes soll das Weib. Sie soll ergänzen, fortführen, vollenden, was er erstrebt und beginnt. Sie soll — so will es die Natur — in ihrem kleinen häuslichen Kreise dieselbe Wahrheit, Freiheit und Schönheit anstreben und pflegen, die er für das Ganze zu schaffen bemüht ist. Sie soll das Leben des Einzelnen mit dem des Allgemeinen in Einklang bringen . . . und . . . dies kann sie auch! Die Erziehung der Jugend liegt ja in ihrer Hand, und wer hat einen mächtigeren Einfluß auf das Thun des Mannes, als ein tüchtiges Weib? Auf dieser geistigen Thätigkeit der Frau, innerhalb der weib-

lichen Grenzen, beruht ihre einzige vernünftige Emancipation. Bei Frau von Krüdener ließen aber der lebhafte Geist, die glühende Phantasie und der mächtige Drang nach selbstständigem Handeln diese beengtere Wirksamkeit so wenig zu, als bei Frau von Kalb, und so fuhren beide wie Kometen in excentrischen Bahnen weit über die Grenzen hinaus, die sonst dem Weibe und seiner Wirksamkeit gezogen sind; wobei jedoch das Schlimmste war, daß sich ihre Bahnen auch noch kreuzen mußten, — ja daß mit der Zeit ein Zusammenstoß zu erwarten stand.

Nahe genug war dieser Zusammenstoß schon in Weimar gewesen; doch hatte Frau von Krüdener so viel Klugheit und Mäßigung, dort nicht weiter, als durch den Ring und ihre räthselhafte Mahnung, hervorzutreten.

Sie war nämlich auf ihrer Reise nach Leipzig durch Weimar gekommen und hatte dort erfahren, daß sich zufälligerweise Jean Paul im Augenblicke daselbst anwesend befinde. Da sie nun ohnedem vorgehabt, den hochverehrten Mann in Hof zu besuchen, war ihr erster Gedanke: ihn nun in Weimar zu sehen. Da hörte sie, wie so ganz und gar Jean Paul in Beschlag genommen sei und zwar namentlich auch von seiner begeisterten schwärmerischen Freundin, Frau von Kalb.

War nun bei Frau von Krüdener auch nicht im

Entferntesten von Liebe zu dem Dichter die Rede, so regte sich jetzt doch die weibliche Eifersucht. Selbst den Freund wollte sie nicht in den Händen einer Anderen; aber diese Andere erregte noch mehr ihren Argwohn durch das, was sie von ihr, durch Vermittelung der immer böszüngigen Fama, hörte. Frau von Kalb, von deren Verhältniß zu Schiller die Weimar'sche Welt manches wußte — vielleicht selbst manches, was gar nicht vorgekommen war, — erschien ihr als eine Coquette, die in übermäßiger Selbstsucht nach des Dichters Hand und somit auch nach seinem ungetheilten und alleinigen Besitze strebe.

Hierin hatte nun freilich Frau von Krüdener nicht so ganz unrecht; wie sie denn auch vollkommen richtig schloß: daß eine eheliche Verbindung des Dichters mit Frau von Kalb die Welt bei Jean Paul um die schönsten Hoffnungen bringen, ihn selbst aber mit der Zeit unglücklich machen würde.

Dies mußte — ihrer Ansicht nach — verhindert werden. Der herrliche Mann, der Liebling des deutschen Volkes, der Stolz nationaler Literatur, die glänzende Hoffnung der Zukunft schwebte lächelnd und geblendet an einem Abhange. Er mußte gewarnt, geschützt werden, . . . und so war Frau von Krüdener rasch entschlossen, seinen Schutzgeist abzugeben. Etwas Romantisches, wie sie es liebte, lag ohnedem in der

Sache, und welches Verdienst konnte sie sich dabei um den angebeteten Mann erwerben. Den Dank und ihr eigenes Nähertreten mußte sie sich freilich alsdann auf etwas später vorbehalten, da jeder Eclat zu vermeiden war.

Daher die Sendung des Ringes und ihr Erscheinen in Blankenhain, woselbst sie den gefährlichsten Moment herannahen sah. Und in der That, sie hatte richtig gerechnet; . . . aber wie das Schicksal gewöhnlich mehr thut, als wir mit unseren klügsten Berechnungen fertig bringen würden, so war es gerade Frau von Kalb selbst, die den schon eng geschürzten Knoten zu lockern und zu lösen begann, und zwar durch ihr allzu kühnes, titanenhaftes, Jean Paul's zarte Begriffe von Weiblichkeit verletzendes Wesen. Die Furcht, Freiheit und Selbstständigkeit einzubüßen, vollendete dann den Entschluß zu einem vorsichtigen Zurückziehen.

Auf seine Antwort war ein längeres Schweigen gefolgt; aber wenn auch die einzelnen Briefe, die dann wieder nach und nach einliefen, den Stempel der Kälte trugen, so erwärmte sich das Verhältniß doch wieder, und gerade in der neuesten Zeit glühte und sprühte die Titanide mächtiger denn je.

Jean Paul fühlte sich in einer eigenthümlich peinlichen Lage. Er verehrte Charlotte von Kalb so aufrichtig; — er hatte ihr seine Freundschaft — die bei

ihm ja immer ein Lieben, nur ein reineres, höheres, edleres Lieben ohne alle und jede Nebenabsicht war — so warm und innig zugebracht; — er verdankte ihrer Güte so viel; — sie war ein so herrliches, geistig kräftiges, hervorragendes Weib; — sie hatte so viel gelitten, ihm so viel vertraut; — sie verstand es noch immer, ihn zu bezaubern; ... und jetzt, da sie jede Standesrücksicht, ihm zu Liebe, abzuwerfen bereit war, — jetzt; da sie, die vornehme, den höchsten Kreisen nahestehende Dame, ihm, dem gänzlich unbemittelten, bürgerlichen Schriftsteller, die Hand reichen wollte, — — jetzt sagte ihm sein Verstand: „thue es nicht, sonst bist du als Schriftsteller und als Mann, dieser Titanide gegenüber, verloren."

Es war ein harter Kampf, den Jean Paul hier durchzumachen hatte: ein Kampf zwischen Herz und Verstand, — zwischen glühender, schwärmerischer Verehrung und ruhiger Ueberlegung, — zwischen dem Gefühl der Dankbarkeit und der Verpflichtung der geistigen Selbsterhaltung, die ihm als Dichter — der Mit- und Nachwelt gegenüber — oblag.

Wohl hatte er, gleich nach dem ersten leidenschaftlichen Briefe Charlottens, den Vorsatz gefaßt, sich zurückzuziehen, und denselben auch in seiner Antwort bekundet. Aber jetzt glühte es ja auf's Neue in Weimar und der Sirocco der Leidenschaft wehte von dort ver-

sengend über sein Herz herüber. Er hatte eine zweite Einladung nach Weimar, unter dem Vorwande „der Ueberhäufung mit Arbeit," abgeschlagen; aber . . . er zitterte jetzt vor dem Gedanken eines Besuches von dort aus. Frau von Kalb konnte jeden Augenblick in seine kleine bescheidene Wohnung in Hof eintreten.

Ihre Thränen wurden dabei zu seinen; — alle ihre trüben Stunden zogen als dicke, schwere Gewitterwolken über seine Seele. O! er wäre lieber selbst versunken, als diese schöne, ihm so ideale Freundschaft versinken zu sehen!

„Du läßt auf dem Opferaltar die Göttin selbst verbluten!" — schrie es in ihm, und doch war gerade er es, der geistig verblutete.

Ach! das war ja eben das Unglück, daß Charlotte einen solchen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft machte, als könne man je etwas anderes oder Höheres oder Schöneres, als die Seele lieben.

„Ich liebe sie ja auch!" — rief er schmerzlich — „aber wie die Tugend, die keinen Körper annimmt. Der erste Kuß aber endigt diese Liebe! — Die schönste Aetherflamme brennt nieder auf dem Altare aus Erde."

Und wieder nahm er sich vor, sie zu denken, aber nicht zu sehen. Wenn er sie dann — so schwärmte er

— unter schöneren Sonnen, als unter unserer einzigen, einst wiederfinden werde, dann könne er die Arme ausbreiten und rufen: „Komm an mein Herz, ich habe Dich verdient! Ich habe Dich auf der ersten Welt so rein geliebt, als wärest Du auf der zweiten. Ich bin Dein, jetzt mit doppelten Blumenketten an Dich geschlungener Freund!“

Aber Himmel! wollte denn das die glühende, leidenschaftliche Titanide? Sie zerriß einen Brief, der ähnlich geschrieben war, und trat die Stückchen mit den Füßen; . . . dann fiel sie in nervöse Krämpfe.

Sie, mit ihrem Hang, stürmisch zu entscheiden und zum Besitz zu drängen, sie konnte nicht halb besitzen! . . . ihr ward diese Freundschafts-Liebe oder liebende Freundschaft nachgerade unerträglich; obgleich sie im Anfange ganz in gleicher Weise geschwärmt hatte. Jetzt waren die Flügel versengt und sie krümmte sich am Boden in verzehrender Leidenschaft. Sie klagte ihn an, daß er nicht so lebendig, so feurig liebe, wie er geliebt werde; daß er nicht gegen ihre ganze Seele die seinige einsetzen möge. Sie gab ihm Schuld, er habe sie in diese Qualen verstrickt.

Wie nahe liegen Haß und Liebe, Schmähung und Vergötterung bei solchen Herzenskämpfen und Leidenschaftsstürmen bei einander. Aber es war auch vorauszusehen, daß Frau von Kalb diese rasenden Wirbel der

Leidenschaft, dieses vergebliche Ringen mit Herz und Sinnen nicht lange bewältigen könne, ohne persönlich Hülfe bei dem Geliebten zu suchen . . . und davor eben zitterte Jean Paul. Er wußte: ihrer persönlichen Erscheinung, — ihrem mündlichen Liebesflehen, Auge in Auge, — dem Anblick ihres Schmerzes oder gar ihrer Thränen, werde er nicht widerstehen können!

Mit Bergeswucht lastete diese Angst auf seiner Seele. — — —

So war der August herangekommen, als Jean Paul an einem schönen Nachmittage arbeitend in seiner kleinen bescheidenen Stube saß.

Die Sonne blickte freundlich durch die Fenster auf den mit weißem Sand zierlich bestreuten Boden. Ein leichter, angenehmer Lufthauch spielte mit den Blättern und Blüthen der Topfgewächse, die die Fensterbreter zu einem kleinen Garten umschufen, und während ein verspäteter Schmetterling um die duftenden Kelche gaukelte, saß ein Taubenpaar auf des schreibenden Dichters Kopf und Schulter, mit zierlichem Drehen des Halses und fragenden Blicken die Geduld des Schreibers bewundernd.

Auch auf dem Tische und in der Stube hüpften noch einige Tauben herum; die Mutter des Dichters aber — seit längerer Zeit kränkelnd — ruhte, dicht an dem offenen Fenster, in dem alten Sorgensessel; denn

der Sohn hatte ihr vor einer halben Stunde das Spinnrad fast mit Gewalt hinweggeschoben und sie gebeten, sich doch einige Ruhe zu gönnen.

Alles war dabei ringsumher blank gescheuert: Fußboden, Tisch, Holzstühle und Ofenbank, so daß es wie mit Sabbathfeier und Sabbathstille über dem schlichten Raume ruhte.

Jean Paul schrieb; . . . dann hielt er inne und las mit halblauter Stimme, — um das Geschriebene dem Ohre und dem Geiste noch einmal nahe zu bringen und gerecht zu machen — die letzte Stelle:

„O, es giebt eine freudige Zeit im Leben — und gerade bei gedrückten, aufgehaltenen Menschen läuft sie nie ab — wo man noch nicht weiß, was Eitelkeit und Vergehen des Lebens, was Schein des Ruhmes und aller Güter ist; — eine Zeit, wo wir noch durstig nach einer mit glänzenden Stunden gefüllten Zukunft ausgreifen, und wo uns das zweite Leben das jetzige nicht aufhebt oder entkleidet, sondern aufschmückt und befriedigend schließt. O du glückliche, schöne holde . . .“

Hier pochte es leise an die Thüre. Jean Paul erblaßte, die Feder entsank seiner Hand . . . „Charlotte!“ . . . war sein einziger Gedanke, während es wie mit glühenden Lavaströmen über seinen ganzen Körper floß, und ein Schrecken, der von Angst und Entzücken gleichviel in sich schloß, sein Herz mit einem sol-

chen Stich durchzuckte, daß er unwillkürlich mit der Hand nach demselben fuhr und der Athem ihm versagte.

Da pochte es wieder; . . . aber er war nicht im Stande, einen Laut von sich zu geben. Es wirbelte in seinem Geiste, die Sinne drohten zu schwinden . . .

Es pochte zum drittenmale und die Mutter sagte leise: „Herein!"

Aber wie? . . . sah er denn recht? . . . das war ja nicht Frau von Kalb! . . . das war ja die schlanke weiße Gestalt von Blankenhain! . . . das war sein räthselhafter Schutzgeist!

Freudig überrascht sprang Jean Paul empor; aber die hohe zarte Gestalt schwebte ihm schon — ihr Gehen war wirklich ein elastisches Schweben — entgegen.

Welch' eine trunkene Freude und Rührung überkam ihn aber nun, als sich ihm sein Schutzgeist zu erkennen gab, und durch das Ring-Theilchen — sie trug es in einem goldenen Medaillon auf ihrer Brust — beurkundete; wie steigerte sich dann sein Entzücken, als ihm Frau von Krüdener ihre Begeisterung für seine Schriften mit eigener Wärme und Begeisterung aussprach und sich die Glücklichste der Glücklichen nannte, da sie jetzt ihm gegenüber sitze, und Auge in Auge mit demjenigen Manne rede, der ihr der edelste, der reinste, der herrlichste unter allen deutschen Schriftstellern sei!

Der Eindruck aber, den sie in ihrer wunderbar schönen Erscheinung auf Jean Paul machte, war um so mächtiger und abenteuerlicher, als sie so ganz unerwartet und wie im Traume gekommen war und gleichsam auch im Traume wieder verschwinden wollte, da ihr nur eine Stunde für den Besuch zugemessen sei.

Und welch' ein Geistes- und Gefühlsleben trat ihm hier wieder entgegen. War dies doch eine Frau, wie keine andere! — ein Weib, das in dem Selbstgefühle: „daß sie den Berg erklommen habe, den kleinere Geister nicht die Kraft zu ersteigen besitzen," hoch und weit über alle kleinlichen und niederen Verhältnisse hinausschaute.

Immer mehr und mehr belebte sich das Gespräch — die Mutter des Dichters hatte sich leise und unbemerkt entfernt —; jetzt kam es natürlich und vor allen Dingen auch auf Ring und Erscheinung in Blankenhain. Aber wie staunte Jean Paul hier, als nun Frau von Krüdener mit der Offenheit einer großen Seele und der Wärme einer heiligen Ueberzeugung ihr ganzes Thun frei aufdeckte und ihn mit glühender Beredtsamkeit beschwor, *seine Freiheit als Mensch und Dichter nicht zu opfern*. Himmel! sie sprach ihm ja so ganz aus seiner Seele! und wie schön erkannte sie doch dabei alles Große und Edle an, was in Frau von Kalb's Charakter und Wesen liege. Auch bat sie

Bayerische Staatsbibliothek München

ihn, sein Schutzgeist noch ferner bleiben zu dürfen; die Ahnung sage ihr, daß sie ihm noch einmal rettend erscheinen werde. Zu dem Ende behalte sie den kleinen Ring-Theil, wer ihn jemals Jean Paul übergebe, komme von ihr gesandt, . . . ihm möge der Freund unbedingtes Vertrauen schenken.

Jean Paul schwebte in Seligkeit. Freudenthränen standen in seinen Augen, und wie er laut und feierlich in heiliger Begeisterung erklärte: daß seine Freundschaft zu Charlotte von Kalb ewig dauern werde . . . aber auch nur als eine ewig unendlich hohe, ideal reine Freundschaft, . . . da fühlte Frau von Krüdener, daß ihr diese Stunde unvergeßlich bleibe — die Stunde, wo das Auge dieses Mannes, der Ton dieser Stimme, das unbeschreibliche Ganze seiner Empfindungen, in Ausdruck und Accent übertragen, ihr die schönste Harmonie der schönsten Seele darstellte, . . . höchste Erkenntniß mit tiefstem Gefühle verbunden.

Und immer lebendiger ward jetzt der Austausch der Gedanken und Gefühle; denn Beide begriffen sofort, daß sie sich gegenseitig durchschauten und verstanden: eine Erkenntniß, die zwei Menschen, selbst wenn sie sich das erste Mal sehen, stets und auf der Stelle so innig eint und verschmilzt, als ob sie jahrelang mit einander in innigem Bunde gelebt.

„O! wie wenige Menschen fassen und begreifen mich

sonst!“ — rief jetzt Frau von Krüdener — „und wie selig bin ich, gerade in Ihnen, einen Freund gefunden zu haben, dem ich dies Herz aufschließen kann, dem ich, ohne Stolz und ohne Furcht, die Tugenden ... wie die Fehler dieses Herzens zu zeigen vermag. Dieses Bedürfniß, Wahrheit zu hören, dieses in mir lebende Bedürfniß, besser zu werden, dieser Durst nach Erkenntniß und dies heiße Verlangen, Menschenglück zu befördern, — die ausgebreitete Liebe, die in meinem Herzen glüht, die in Ihren Werken athmet, die Ihre Werke mir so lieb macht — alles dieses zeigt mir in Ihrer Freundschaft so viele hohe Freuden, zeigt mir, daß ich durch Sie besser und glücklicher werden kann!“

„Sie sind ein Engel!“ — sagte Jean Paul.

„O nein!“ — rief Frau von Krüdener — „aus Fehlern, die ich beging, bildete sich mein Charakter, Unglück führte mich zu erhabenen Genüssen. Ich sagte Ihnen, ich wäre nie betrogen worden, ich meine von Menschen, in denen auch nur ein Funken Empfindung lag, und die ich rühren konnte; von Menschen niederer Gattung wurde ich oft beleidigt, doch wer erinnert sich, wenn ihm Mücken beschwerlich gefallen? Solche Stiche nahmen mir das schädliche Blut, das so leicht bei der geringsten Gährung übergeht, aus dem sich Mißmuth und Menschenhaß bilden. Ohne Stolz sage ich dies Ihnen, — ach! ich kann nicht stolz sein! Zu viel bleibt

mir noch an mir zu bessern, bis ich zufrieden sein kann. Dankbar aber erkenne ich das Glück, daß die Vorsehung mir ein Herz gab, in welchem nur Erinnerung des Schönen und Großen leben kann; das, von der Harmonie des Ganzen ergriffen, durch die schönsten Gefühle belohnt wurde, das in den höheren Regionen der Liebe und der Freundschaft so gelebt hat, daß ihm nicht einmal die Möglichkeit übrig bleibt, in einer kleineren Welt zu leben! Die Hand des Genie's nimmt den Gedanken meines Ichs aus der Wiege, und so weiß ich, daß Sie mich verstehen werden! Mein Herz spricht ja zu Ihnen, und die Worte fließen aus meiner Seele; meine Freundschaft zu Ihnen läßt es gar nicht denken, daß auch Ihre Freundschaft, Ihr Wohlwollen mir nicht zu Theil werden sollte. Daß ich Sie kennen lernte, danke ich der Vorsehung; sie giebt mir in Ihnen eine neue kräftige Versicherung meines künftigen Glücks, und in Ihren Thränen liegt eine Welt für mich! —"

„O!" — rief Jean Paul glühend und sein durchgeistigtes, offenes, kindliches Gesicht strahlte vor Wonne und seine großen, schönen Augen sandten Ströme des Lichtes und des Entzückens aus — „o! diese glänzende Stunde wird ihren Wiederschein auf Jahrzehnte meines Lebens werfen. Ich wohne hier unter Eisbergen, Eisthälern und Eisherzen . . . aber . . . wenn ich an Sie, erhabene Freundin, denken werde, so wird vor die-

sem seligen Gedankenhauche der Winter schmelzen und tausend Paradiese des Frühlings werden unter der Wucht des Eises hervorsprossen!"

„Die Vergangenheit verwischt viel!" — sagte Frau von Krüdener, sich erhebend.

„Bei mir nicht!" — entgegnete Jean Paul mit einem wirklich bezaubernden Lächeln. — „Wenn die warme Sonne längst über meine Gletscher hinuntergezogen ist, so glimmt an diesen der durchsichtige Purpur der bedeckten Göttin nach. Sie haben in den Strom meines kleinen Lebens eine glückliche Insel geworfen, lassen Sie sie nicht so schnell vorüberschwimmen. Halten Sie an, wenigstens einen Abend!"

Frau von Krüdener schüttelte ihr Haupt.

„Nein, mein Freund," — sagte sie dann milde — „gerade weil wir uns achten, und weil ich Ihrer Freundin Charlotte kein Dorn im Auge sein möchte, . . . gerade darum lassen Sie mich stolz auf die Selbstbeherrschung sein, mir nur diese Stunde des Zusammenlebens mit Ihnen gegönnt zu haben."

„Aber wiedersehen werde ich Sie doch? Geben Sie mir, wie Milton der Welt, außer dem verlorenen Paradiese noch das wiedergefundene!"

„Gedulden wir uns Beide, . . . vielleicht führt eine höhere Hand uns wieder zusammen. Jetzt müssen Sie der Welt und der deutschen Nation in Ihren herrlichen

Dichtungen leben! O Gott, welch' ein seliges Leben muß dies sein!"

„Blos wenn die höchste Flamme der Menschenliebe unser schwüles Herz bewegt, da hört das quälende Alpdrücken des Lebens auf, wie das andere Alpdrücken vergeht, wenn man in schwerem Schlafe ein Glied regt."

„Lassen Sie mich, als Ihr Schutzgeist, jedem Alpdrücken wehren . . . wann, wo, wie ich kann. Leben Sie wohl und vergessen Sie mich nicht!"

„Vergessen!" — rief Jean Paul schmerzlich — „wer könnte Sie jemals vergessen! Die Legende sagt: auch die Engel hätten einst, wie Gott, Menschen geschaffen. Als sie aber geschaffen waren, konnten sie dieselben nicht in die Höhe richten, bis Gott durch einen Funken seines himmlischen Wesens sie beseelte und aufrichtete. Die meisten Menschen sind solche liegende Creaturen. Nur in Wenige schlug Gott den höheren Funken, der sie aufrichtet. In Ihrer Seele glüht dieser Sonnenfunken, Ihr innerer Mensch steht unter den liegenden kalten Gestalten hoch aufrecht, und sein weiter Blick genießt und giebt zugleich . . . den Himmel und die Erde!"

Frau von Krüdener lächelte: — „Sie sind ein eben so edler, als liebenswürdiger Schwärmer!" — sagte sie dann, Jean Paul noch einmal die Hand reichend — „jetzt aber lassen Sie uns . . ."

In diesem Augenblicke wurde die Thüre heftig

aufgestoßen, und . . . Frau von Kalb trat ein!

Wunderbarer Anblick! . . . Es war — für einen Moment wenigstens — als ob alle drei durch einen plötzlich wirkenden Zauber versteinert seien. Aber eben so rasch, wie sie erstarrt, fanden alle drei Leben und das klare Bewußtsein der Situation wieder. Frau von Kalb stand ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin wie Königin Elisabeth der Maria Stuart gegenüber. Ihr Herz, ihr Geist, ihre Nerven, alles bebte an ihr. Ihre Augen sprühten Feuer, — ihr schönes Haupt bog sich, wie von der Krone eines edlen Selbstbewußtseins gehoben, stolz zurück. Das Herz, das wirklich sonst groß schlug, war in diesem Momente voll Gift: denn Eifersucht ist so gut die Schwester des Bösen, als der Liebe, wie ja der Böse auch ein Bruder der Engel ist; — sie ist die Schlange, die unter den schönsten Blumen des Paradieses lauert, um ihr unglückliches Opfer mit einem einzigen Biß zu tödten.

Gehe hin, laß den Himmel dich mit Leid schlagen, — laß alle Sorgen und Kränkungen auf dein Haupt herabregnen, — krümme dich in Armuth . . . es giebt immer in einem Winkel deiner Seele noch Trost für dich. Aber das Gefühl — dort, wo man des Herzens Schatz bewahrt, dort, wo man Alles sein muß oder

gar nichts — dort . . . vertrieben zu sein, . . . reizt zum Wahnsinn!

Charlotte von Kalb war in dieser Stimmung; aber eben deshalb auch geblendet für den Ausdruck der Ruhe und Milde, mit welchem ihr Frau von Krüdener jetzt entgegentrat und sie als eine Freundin beim Freunde bewillkommte. Erst der Anblick Jean Paul's beruhigte sie etwas. Die Leidenschaft hat, blind für alles Andere, dennoch das schärfste Auge für ihren Gegenstand: so offen, so ruhig, ja so gehoben wie Jean Paul es in diesem Augenblicke war, konnte kein Mensch sein, den Treulosigkeit drückte.

Dennoch war es ihr unmöglich, ihren Argwohn gegen Frau von Krüdener — sie hatte deren Namen und frühere Verhältnisse erfahren — hinunter zu würgen.

„Ich staune," — sagte sie daher mit leise zitternder Stimme, in der sich jedoch ihre ganze Aufregung und Bitterkeit kundgab, — „Sie hier zu sehen. Man sagte mir, Sie seien auf der Reise nach Leipzig begriffen, um dort Ihren fünfzehnjährigen Sohn zu besuchen!"

„Man hat Sie recht berichtet!" — entgegnete Frau von Krüdener, über den verhaltenen Grimm der Eifersucht lächelnd, — „und ich freue mich unendlich darauf, mein liebes Kind nach langen Jahren der Trennung wieder einmal in die mütterlichen Arme zu schließen. Sie wissen wohl, Frau Generalin, daß ich von meinem

Gatten, dem russischen Gesandten in Dänemark, gesetzlich getrennt bin?"

„Ich habe es vernommen, und Sie scheinen Ihr Schicksal mit Resignation zu tragen."

„O, meine Liebe, ich schmeichle mir, sagen zu dürfen: wir beide gehören nicht zu den gewöhnlichen Alltagsseelen. Ich habe wenigstens so viel Schönes und Geistreiches von Ihnen gehört, daß ich überzeugt bin, Sie würden sich mit dergleichen Resignation in eine Trennung von Ihrem Gatten finden, wie ich. Wo nicht die Liebe das Band der Ehe gewunden, ist der Tod. Nur will sich, so viel ich vernommen, Ihr Gatte nicht scheiden lassen!"

Frau von Kalb biß sich auf die Lippen.

„Ich will geschieden sein" — sagte sie dann — „weil ich jede gezwungene Ehe als eine Unsittlichkeit betrachte. Daß der General nicht darauf eingehen will, ist natürlich: ich gab ihm nie Veranlassung dazu!"

Frau von Krüdener trafen diese Worte wie ein Dolchstich; aber sie mußte die Wahrheit zugestehen. Einen Moment rührte sich das verletzte weibliche Gefühl, sie wollte leidenschaftlich aufblitzen, — als sie die große Regung erfaßte, die sie, die Bereuende, vor wenigen Tagen in den Kerker geführt.

Leise, mit einem Ausdruck schöner Offenheit und

siegreicher Ueberwindung hob sie daher das Haupt und sagte:

„Auch hierin haben Sie wieder recht, gnädige Frau. Ich kann dies leider nicht von mir behaupten. Daß ich aber den moralischen Muth habe, dies vor Ihnen und unserem gemeinsamen Freunde zu bekennen, mag Ihnen die beste Bürgschaft für meine Reue und mein ernstliches Streben, besser zu werden, sein."

„Und da suchten Sie für dies edle, allerdings anerkennungswerthe Streben, gewiß Stärkung bei unserem großen Freunde!"

„Und fand sie hier in der That, wie früher schon in seinen herrlichen Werken! O, ich beneide Sie, wie groß und schön muß sich erst Ihr Charakter herausbilden, die Sie so häufig mit dem Freunde umgehen!"

„Beim Himmel!" — fiel hier Jean Paul, besorgt über die immer gereizter werdenden Plänkeleien der beiden Weiber, ein — „lassen Sie mich nur auch bei diesem edlen Wettstreite nach Vollendung eingreifen. Ich glaube allerdings, man kann viel von mir lernen: wenn man nämlich alle meine Schwächen, deren nicht wenige sind, scharf in's Auge faßt, und das Gegentheil davon thut; wie man, um die Lichtfackeln der himmlischen Sonne kennen zu lernen, in trübes irdisches Wasser schaut."

„Nun!" — sagte hier Frau von Kalb lachend —

„wenn man von Schutzgeistern umschwebt wird, wie Sie, ist das Straucheln ohnehin kaum denklich!“

Frau von Krüdener erröthete und erblaßte. Jean Paul nicht minder. Eine Auseinandersetzung und wo mögliche Ausgleichung war jetzt geboten. Der Freund unternahm sie, und zwar mit der ihm eigenen Offenheit und Geradheit; fühlte er doch mit richtigem Tacte, daß dies zugleich das beste Mittel sei, sein Verhältniß mit Charlotten endlich mit Entschiedenheit festzustellen. Er mußte sich ja, so sehr es ihn quälte und schmerzte, von ihrer Liebe losreißen, um desto glücklicher, heiterer und gehobener in ihrer Freundschaft zu sein.

Frau von Kalb hörte schweigend und aufmerksam zu; aber sie ward immer blasser.

Jean Paul glühte voll Verehrung für sie, er schilderte ihren gegenseitigen Freundschaftsbund als sein höchstes Ideal; — er zeichnete die Theilnahme Frau von Krüdener's mit den zartesten Farben, ohne irgend etwas zu berühren, was Frau von Kalb hätte verletzen können; — er erinnerte daran, daß, wer an Freundschaft glaube, auch an die Tugend, an ein Vermögen der Göttlichkeit im Menschen, auch an eine Liebe, die über den gewöhnlichen irdischen Verhältnissen stehe und Opfer zu bringen fähig sei, glauben müsse. Er ward in seiner schönen, edlen, reinen Begeisterung Feuer und Flammen, zumal er seines großen Berufes als Schriftsteller

gedachte, und der großen, herrlichen Aufgabe, die ihm von Gott geworden — in freier, ungebundener Kraft für alle müden, leidenden, sehnsüchtigen Herzen zu dichten und zu schaffen, damit sie durch ihn gestärkt, erfrischt, getröstet, veredelt und gehoben würden!

Es war ein großer, schöner, feierlicher Moment, in welchem er so sprach: das Angesicht von Begeisterung und Ueberzeugung leuchtend, Thränen des Ergriffenseins, der eigenen, tiefen Rührung in den Augen und doch Blitze des inneren Lichtes, Strahlen seiner großen, in Allliebe aufgehenden Seele durch diese Thränen sendend. — Wie ein Prophet stand er vor beiden Freundinnen, die ihn mit ehrfurchtsvollem Staunen anstarrten, sich selbst und ihre seltsam-peinliche Position für Augenblicke vergessend.

„Ach, ich habe mir es ja oft vorgemalt" — rief er jetzt, die Hände seiner beiden Freundinnen erfassend — „wie göttlich schön es sein müßte, wenn wir uns Alle einander so liebten, wie zwei Liebende, — wenn die Natur uns Allen zugleich den Nachklang ihres bis über die Sterne reichenden Saitenbezuges der Allliebe ablockte. Dann würden wir sehen, daß ein Menschenherz voll solcher Liebe — auch wenn sie nur den Namen Freundschaft trägt — ein unermeßliches Eden einschließt, und . . . daß

die Gottheit selber nur ihre Welten schuf, um sie zu lieben!"

„O, meine Freundinnen, jede von Ihnen ist eine eigenthümlich große, schöne Erscheinung — wie ein jeder der Planeten, der unsere Sonne umzieht, eine eigene schöne Welt ist; lasse doch Eine die Andere neben sich gelten und still-glücklich ihre Bahn ziehen. In idealer Schöne wird mir dann Ihr Doppelgestirn vorleuchten und mit seinen Strahlen meine arme Erdennacht lichten, daß ich um so sicherer den rechten Weg finde, der mich meiner Bestimmung als Dichter und Schriftsteller entgegenführt."

Jean Paul hielt ergriffen inne . . . beide Frauen erhoben sich. Frau von Kalb stand bleich, kalt, hoch aufgerichtet. Leise zog sie die Hand aus der des Freundes, der die Hände der beiden Frauen gern in einander gefügt, — dann sagte sie mit eisigem Tone:

„Sie irren sich, mein „Freund," in unserer beiden Natur. Wir sind keine Planeten, die friedlich ihre Bahnen neben einander ziehen, . . . wir beide sind Kometen gleich, deren Bahnen sich hier durchschnitten haben. Möge Gott geben, daß sie nicht zum zweitenmale . . . aufeinander treffen. Leben Sie wohl! . . ."

„Und so, so! wollen Sie von mir gehen, Charlotte?!" — rief Jean Paul mit dem Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes.

„Ich gehe . . . mit gebrochenem Herzen!“ — entgegnete Frau von Kalb tonlos, — „und bin . . . um eine schöne . . . schöne Hoffnung ärmer.“

„Und warum das!“ — flehte Jean Paul — „hat meine anbetende Verehrung für Sie auch nur um den Werth eines Sonnenstäubchens verloren?“

„O!“ — sagte Frau von Krüdener leise — „Sie könnten zwei Herzen statt einem mitnehmen.“

„Ich nehme nur eines mit!“ — versetzte Frau von Kalb mit stolz gehobenem Haupte und finsterer drohender Miene — „und das eine — meines — ist ein Kirchhof, den Sie, Madame, aus einem Paradiese machten. Aber ich bedarf dazu keines Beileides. Möge der aufgehende Stern meines „Freundes“ rasch bis in den Zenith des Ruhmes steigen; — möge er, frei von den Fesseln einer allzubeengenden, weil allzuwarmen Liebe . . . seinen reichen Geist, sein großes schönes Herz der Menschheit entgegentragen . . . ich stehe freiwillig gegen diese zurück!“

Und sich rasch noch einmal zu Jean Paul wendend fügte sie mit vor Schmerz krampfhaft zuckenden Lippen hinzu:

„Erfüllen Sie Ihren großen, göttlichen Beruf . . . und bleiben Sie . . . mein . . . Freund!“

Und mit diesen Worten verließ Frau von Kalb rasch das Zimmer.

In Jean Paul's Augen glänzten zwei große Thränen; stumm reichte er auch Frau von Krüdener zum Abschiede die Hand ... und sank, als diese verschwunden, in sich zusammen.

Er hatte einen schweren Kampf gekämpft ... aber sein Schutzgeist hatte doch zu seinem Heile entschieden.

Nachtschatten.

Der Jubelsenior, das Kampanerthal und der Titan.

„Der Mensch" — sagte Jean Paul zu sich — „wird, wie kleine Kinder in die Kinderschule, so in die Schule dieser Erde geschickt, um . . . still sein zu lernen."

Und er ward stiller auf den großen Schmerz, den ihm das gewaltsame Losreißen seiner Freundin Charlotte verursacht hatte. „Wenn die Sonne sich verfinstert, sieht man am Tage den Morgen- und Abendstern am Himmel stehen. Schönes Sinnbild! Wenn sich uns das Leben verfinstert durch große Schmerzen, so scheinen uns Jugend und Sterben — der Morgen- und Abendstern unseres kurzen Daseins — um so freundlicher aus den Fernen der Vergangenheit und der Zukunft an, und gießen Trost in das arme, wunde Herz."

Jean Paul dachte jetzt viel an beide; aber mehr noch an die Arbeit, um diesen Schmerz und den Kummer über die immer kränkelnde Mutter zu übertäuben.

Die zarte, gebückte, alternde Gestalt, von so manchen harten Schicksalsstößen und Lebensstürmen mürbe gemacht, wankte sichtlich dem Grabe entgegen . . . und ach! . . . wie wenig hatte der Sohn, trotz seinem guten Willen, bis jetzt noch für sie thun können! Er saß ja mit ihr immer noch in dem kleinen bescheidenen Stübchen zu Hof und vermochte durch seine schriftstellerischen Einnahmen kaum sich, die Mutter und den Bruder vor wirklicher Noth zu schützen. Wohl schuf er fleißig genug; aber die Verleger zahlten schlecht . . . sie hatten so viel mit sich selbst zu thun, um . . . reich zu werden; der Dichter und Schriftsteller kann immerhin darben, . . . ihm gehört ja die Welt, Himmel und Erde und das Paradies selbst . . . natürlich nur . . . in den Träumen seiner Phantasie!

„Wenn Du im Land der Träume Dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst Du denn, als man die Welt getheilet? . . .
„Ich war" — sprach der Poet — „bei Dir!"

„Mein Auge hing an Deinem Angesichte,
An Deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von Deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!"

„Was thun?" – spricht Zeus — „die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein —
Willst Du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft Du kommst, er soll Dir offen sein!"

Und diesen Himmel poetischen Schaffens wenigstens konnte sich ja Jean Paul erhalten, und er that es im vollen Maße. Während den Vorbereitungen zu seinem Hauptromane, dem „Titan," entstanden jetzt eine Menge weiterer Schöpfungen, wohin, außer dem „Jubelsenior," das „Kampanerthal," die Erklärungen der Holzschnitte und „die Palingenesien" gehören.

Aber welche Masse von Arbeiten untergeordneter Natur fielen noch zwischen diese Schöpfungen! — Welche Thätigkeit und Pünktlichkeit, welche Allseitigkeit und welchen enormen Fleiß entwickelte Jean Paul außerdem! — Wie geordnet war seine ganze geistige Thätigkeit. — So gab er sich für allgemeine und besondere Benutzung der Zeit und seiner literarischen Schätze bestimmte Verordnungen, die die Bezeichnung: Studirreglement, Lebensregeln, Lebensmarschroute, Observanda, Kettengebirge der Arbeiten u. s. w. führten. Mit dem Anbruch des Tages nahm er sie alle vor. Zuerst kam dann — er ließ sich dadurch kaum zum Nachdenken über die Sorgen und Lasten, die auf ihm ruhten, und zum Nachfühlen der Schmerzen, die an ihm nagten, Zeit — zuerst kam dann das

„Register dessen, was ich zu thun habe",

es lautete:

1. Dieses Register stets neu zu machen.

2. Aus der „Geſchichte“ ein Regiſter.
3. Aus den „Gedanken“ eines.
4. Das erſte durchzuleſen und
5. das andere.
6. Das Wörterbuch vermehren.
7. Es leſen.
8. Die „Geſchichte“ leſen.
9. Die „Gedanken“ leſen.
10. Regiſter aus den „Thorheiten“ machen.
11. Eines aus der „Witzſammlung“.
12. Dieſe leſen.
13. Die „Ironien“ leſen.
14. Ein Regiſter daraus machen.
15. Die Anleitung zum Witze leſen.
16. Die zur Tugend leſen.
17. An dem deutſchen Lexikon arbeiten.
18. Leſen der Anekdoten.
19. Ein Regiſter für die Regiſter aus der Geſchichte machen.
20. Am erſten Tage die Uebungen im Styl, am zweiten in den Vorbereitungen, am dritten in Entwürfen.
21. Mein Tagebuch machen.
22. Auf die Menſchen Achtung geben.
23. Meine Urtheile über die beſten Autoren abfaſſen.

24. Ich muß mich im gemeinen Leben nach Stoff zu Gleichnissen umsehen.

Das „Studirreglement" hieß:

1. In der ersten Woche lies: Laune, in der zweiten Ironie, in der dritten Witz.
2. Ein Loth Kaffee am Morgen. Gerade meine oder langbleibende Bücher lies nach der Geographie für Kinder, André Spaziergänge u. s. w.*) — Lies mehr eigne Sachen, als fremde.
3. Neben jedes Exzerptenbuch lege das Verzeichniß nach Wissenschaften, z. B. Naturgeschichte ꝛc.
4. Ueber dem Essen lies in den Exzerpten — —
5. Satyren und Witz lies vor dem Ausgehen.
6. Beim Lesen des Wörterbuches suche aus den Artikeln selbst Aehnlichkeiten zusammen; z. B. Palasch, Trennmesser.
7. Nur einige Bücher, wie Büffon, lies stückweis.
8. Einen Band lies ganz, und nur für einen reichen Artikel, z. B. Tod, durch. In andern blättere flüchtig für viele und leichte Artikel.
9. Entweder der Nachmittag oder der Vormittag wird nicht zum Schreiben genommen.

---

*) Alle hierher gehörigen Bücher standen auf einer besonderen Seite verzeichnet.

10. Vor dem Kaffee bessere nur aus.
11. Statt neuer Artikel im Wörterbuch nimm die angefangenen alten vor, z. B. Stehlen, Name.
12. Lies stets ein Buch einer Art, sonst behältst du sie alle lange.

Unter dem Namen Kalender schrieb er sich ferner eine genaue Instruction der speciellen Zeitvertheilung.

Erster Tag. 1. Exzerpte. 2. Ironie. 3. Langsam zu lesendes Buch. 4. Abschreiben. 5. Erfindung der Laune. 6. Nicolai Reisen.

Zweiter Tag. 1. Exzerpte. 2. Ironie. 3. Drei Bücher. 4. Abschreiben. 5. Ironie-Erfindung. 6. Nicolai Reisen.

Dritter Tag. 1. Lesen der 00. von vorn an. 2. Witz. 3. Philosophische Bemerkungen über den Menschen. 4. Deutsch. 5. Nicolai Reisen. 6. Abschreiben.

Vierter Tag. 1. Exzerpte. 2. Ironie. 3. Lesen und Machen des Wörterbuchs. 4. Drei Bücher. 5. Nicolai. 6. Abschreiben.

Fünfter Tag. 1. Lesen der 00. 2. Witz. 3. Erfindungen zu Satyren und Geschichten. 4. Ein philosophisches Buch. 5. Abschreiben. 6. Nicolai.

Sechster Tag. 1. Exzerpte. 2. Ironie. 3. Drei Bücher. 4. Register über Exzerpte. 5. Abschreiben. 6. Nicolai.

Auf diese Weise war Jean Paul der richtigen Zeitbenutzung gewiß. Andere Regeln gab er sich unter der Aufschrift:

Observanda.

1. Die Briefe seien sternisch, nicht lyrisch.
2. Zu bloßen Erfindungen eines Planes, z. B. für „Aurora", trinke Kaffee.
3. Bedenke, wenn du eine schlimme Stunde stark und siegend durchgegangen, um wie tiefer sie dich gepeinigt hätte ohne dieses Siegen.
4. Mache ein Buch voll Fragen. Schreibe deine einsamen inneren komischen, witzigen Einfälle auf.
5. Lerne die Seite der Exzerpte unter dem Eintragen auswendig.
6. Lies nach dem Essen die alten Manuscripte.
7. Liebe in jedem Menschen die Menschheit, ohne Hinsicht auf seinen Vorzug.
8. Dichte dir Gegenden und schreib' es aus.
9. Beim Spazierengehen wiederhole die Grundsätze der mildensokratischen Vernünftigkeit.

10. Deine Einfälle bei Anderen schreibe auf.
11. Mache dir immer nur einen Grund gegen den Fehler.
12. Schreibe mehr für dich bei Ermüdung vom Lesen, etwa über Titel, Gegenden ꝛc.
13. Probire, wirkliche Charaktere auf dem Papiere reden zu lassen.
14. Uebe dich in deutschen Redensarten.
15. Ich will mich nie über eine Sache ärgern, die ich blos anders zu erreichen brauche.
16. Es kostet mehr Zeit und Kraft, eine Sache zweimal zu machen, als sie einmal mit der höchsten Anstrengung zu vollenden.
17. Nimm an wichtigen Tagen Magnesia.
18. Suche bei wahnwitzigen Zügen und Anekdoten nach der Wahrheit und setz' eine voraus.
19. Durchsinne die Verhältnisse aller wirklichen Personen zu neuen Erfindungen.
20. Arbeite — zumal bei Erfindungen — nie gegen den Willen der Natur. Es rächt sich durch Zeitverlust.
21. Jede Arbeit sei ihr eigner Zweck. Schreibe nicht viel und schnell, sondern langsam, gut, froh.
22. Schreibe Fehler edler Charaktere auf.

23. Sobald du einmal etwas thueſt, z. B. eine Reiſe, ſo ſtelle dir nur das Angenehme davon vor.
24. In jedem Monat, allemal, wenn ich die vierzig Arbeiten durch habe, iſt eine von den vier Haupt=übungen in Geſellſchaftswitz, Laune, Ironie, Sprache, Bauten ꝛc. zu machen.

Mußten da, unter dem unaufhörlichen Wogenſchlage aller dieſer Arbeiten, — zu welchen noch ein ausgedehnter Briefwechſel kam, namentlich mit ſeinem Freunde Otto, — nicht alle Sorgen und Schmerzen übertäubt werden? Und es geſchah auch, und wie die Honig ſammelnde Biene trunken und glücklich über den offenen Kelchen einer Blumenwieſe ſchwebt, ſo ſchwebte ſeine Seele, alles Andere um ſich her vergeſſend, entzückt und ſelig über all' den Tauſenden von herrlichen Blüthen der Poeſie, die ſein reicher Geiſt, ſein warmes tiefes Gefühl, ſeine glühende Phantaſie täglich ſchufen.

Und entzückte er denn nicht mit allen dieſen Werken die ganze Welt?

Jetzt freilich können ſie nicht mehr ſo verſtanden werden und nicht mehr den unbeſchreiblichen Eindruck machen, wie damals; denn — ſelbſt die Producte einer unendlich weichen, zartfühlenden und ſchwärmeriſchen Seele — fanden ſie in jener überſchwärmeriſchen Zeit faſt in jedem edlen Herzen ein ſüß nachzitterndes Echo. Sie ließen ja, trotz ihres Humors

nicht nur alle Paradiese der Erde bestehen, sondern schufen noch neue ideale dazu. Der Humor selbst war hier eine Art von Unschuldszustand der Natur und der Menschen; ja er hatte etwas Jungfräuliches, dessen reiner Schimmer sich über alle Gebilde der Welt ergoß und sie verschönte. Seine Werke waren zerschmelzende Accorde; . . . wie denn der Dichter und seine Gestalten — aber auch die meisten damaligen Leser selbst — es liebten, in Idealität zwischen der Flüchtigkeit eines schmerzlichen irdischen Schatten-Daseins und eines seligen wirklichen in einem zweiten Leben zu zerfließen. Die ruhigere, philosophischere Anschauungsweise unserer Zeit, deren charakteristisches Merkmal ja ohnedem die Herrschaft der kalt berechnenden Vernunft ist, würde und könnte freilich diesen Enthusiasmus für Jean Paul's Werke nicht mehr zeigen. Dennoch sind und bleiben sie auch jetzt und für alle Zeiten köstliche Edelsteine in dem Schatze unserer deutschen Literatur und reiche Fundgruben der edelsten, tiefsten Gefühle und herrlichsten Gedanken.

Und wahrlich an Zeichen der Anerkennung fehlte es dem Schöpfer dieser Werke nicht. Unter Anderem empfing Jean Paul um jene Zeit folgenden Brief nebst fünfzig preußischen Thalern:

„Sie sollen arm sein, lieber Herr Richter. Sie?

der Millionär an Verstand! — Weil diese Millionärs gemeiniglich arm sind, und dieses auch recht gut ist: denn die anderen schreiben keine Bücher — so glaub' ich's und weil Ihre Bücher mir Vergnügen machen, sehr viel Vergnügen, nichts als Vergnügen: so halt' ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen, lieber Herr Richter, auch ein kleines Vergnügen dadurch zu machen, daß Sie sehen, daß ihre Leser dankbar sind, alle dankbar sind. Die meisten können's aber nicht beweisen, und das ist auch recht gut — Sie, lieber Herr Richter, würden sonst reich und schrieben keine Bücher mehr! — Grüßen Sie, lieber Herr Richter, Ihren Christian und Ihre Clotilde vom Dankbaren, und seien Sie so großmüthig, als er dankbar ist.

Scheerau. Ihr ergebenster Diener
Septimus Fixlein."

Erst lange nachher erfuhr Jean Paul, daß der freundliche Schreiber dieser Zeilen der alte würdige Gleim gewesen sei.

Ein anderes Zeichen von außerordentlicher Theilnahme kam ihm aber in diesen Tagen auch noch von einem ganz entgegengesetzten Kreise zu.

Die Fürstin von Hohenlohe ließ ihm den Antrag machen, der Erzieher ihrer beiden Kinder zu werden, von denen der Knabe später jener bekannte Wunderthäter wurde. Natürlich wies der Dichter den An-

trag zurück, so lockend derselbe auch in Betreff eines in den Rheingegenden unabhängig zu verbringenden Lebens zu sein schien, erwidernd: „daß er nach der Manumission des Schicksals nunmehr in seiner inneren Reichsunmittelbarkeit leben und sterben wolle. Er habe so viel zu schreiben, daß er, wenn auch der Tod am Schreibtisch im achtzigsten Jahre erst ihn ereile, er über eine solche Verkürzung seiner Schreibstunden noch erbittert sein werde.“ Endlich schrieb um diese Zeit die erste Fürstin persönlich an ihn, die von Anhalt-Zerbst, welche ihm mit einem enthusiastischen Schreiben einen selbstverfertigten Geldbeutel zum Andenken überschickte.

Wie überglücklich mußte sich Jean Paul durch diese und so viele andere Zeichen der allgemeinen Hochachtung und Liebe fühlen. Aber er war ja auch als Mensch der Liebling Aller, mit welchen er in Berührung kam. Und warum? . . . Nicht nur, weil er voll Geist und Phantasie, voll Gemüth und Liebenswürdigkeit war, sondern weil er bei all' seiner Originalität, Idealität und Größe . . . . Schwächen hatte und diese in seiner kindlichen Unbefangenheit preis gab.

Ein bedeutender Mann von Geist, Wissen und Charakter ist den meisten Menschen unangenehm, und wenn er noch so liebenswürdig, gut und zuvorkommend dabei wäre. Es ist den gewöhnlichen Seelen bei dem Umgange mit ihm peinlich, etwas Höheres in ihm an-

zuerkennen; er könnte ja vielleicht gar Anspruch auf Vorzug und Bewunderung, oder doch nur auf Achtung und Anerkennung machen. Dann . . . kann und darf man ja, einem solchen Manne gegenüber, seine eigenen Schwächen nicht zeigen. Ferner muß man in seiner Gesellschaft, um sich nicht selbst Blößen zu geben, alle seine Kräfte anspannen, um doch auch etwas zu sein, oder . . . wenigstens zu scheinen. Dies alles aber ist höchst unbequem. Niemand ist gern beständig in einer Staatskleidung und noch weniger in einer Staatslaune! Dabei will Niemand in Gesellschaft — und am allerwenigsten einer bedeutenden Persönlichkeit gegenüber — seine Fehler zeigen. Da kommt denn die, schon durch die Erscheinung einer Capacität, eines schönen, festen Charakters beleidigte und gekränkte Eigenliebe mit ihren scharfen Augen dazu, und richtet um so strenger, je weniger zu tadeln, zu verurtheilen, zu richten gefunden werden kann. Die Kunst zu gefallen besteht daher nicht sowohl darin: daß wir Anderen, sondern daß sich Andere mit uns gefallen, und dies geschieht, wenn sie sich über uns erheben, auf uns herabsehen oder sich uns doch wenigstens gleich dünken können. Schwächen mußt du neben deinen Tugenden und Verdiensten zeigen, wenn du im Umgang mit Anderen gefallen willst. Werfe dem knurrenden Löwen eine Beute zu: gieb dem Feinde

einen . . . und dem Freunde zwei Fehler preis. Der Neid des Ersteren und der Phantasie des Anderen wird durch dieses geringe Opfer befriedigt, und der Eine wie der Andere so angenehm berührt werden, daß er sich — still triumphirend — gewiß in deinem Umgange gefällt.

Jean Paul aber bot, bei all' seiner Dichtergröße, bei all' der Reinheit und Schöne seines Charakters, manche, man kann sagen, liebenswürdige Schwächen dar: er war z. B. gar häufig unpraktisch; — er war in vielen Dingen unschuldig wie ein Kind — also in den Augen gar Vieler, freilich nicht der Besten, lächerlich, was in der Welt als eine große Schwäche angesehen wird; — er besaß eine allerdings zu große Bescheidenheit und eine zu lebendige Anerkennung fremder Verdienste; — er war viel, viel zu gut und setzte bei Anderen viel zu viel Gutes voraus; — und dann . . . er war ohne Vermögen, . . . man konnte also in dieser Beziehung auf ihn herabsehen, . . . sich selbst die Freude machen, ihm unter die Arme zu greifen, . . . man konnte sein Protector werden. Kurz er war mit allen seinen moralischen und geistigen Verdiensten nichts . . . denn er hatte nichts, d. h. kein Geld! So war denn auch seine Erscheinung nie drückend . . . man konnte und durfte seine vielen übrigen guten Eigenschaften und Liebenswürdigkeiten ohne

die Gefahr, selbst daneben in den Schatten zu treten, anerkennen . . . und that dies denn auch wirklich mit vollem Herzen. Der Anspruchslose aber — das Herz voll unendlicher Menschenliebe und Güte gegen Jeder=mann, selig in seinem poetischen Schaffen, übersprudelnd von Geist, Witz und Laune — verstand und erfuhr ja davon nichts. Nicht die Flecken der Sonne zu beobach=ten, war er geschaffen, sondern sich an der Wärme und dem Lichte dieser himmlischen Strahlenkönigin zu erfreuen.

So schrieb er auch jetzt — glücklich trotz seiner äußeren Beschränktheit — den „Jubelsenior", das „Kampanerthal" — — — und begann, am läng=sten Tage des Jahres 1797, auf's Neue . . . seinen „Titan!"

Ein lichter Stern.

Wenn nur nicht die todesschwangere Gewitternacht, die langsam und schweigend für Jean Paul an seinem Lebenshorizonte heraufzog — mit ihrem zerschmetternden Strahle das müde Haupt der theuren Mutter bedrohend — immer dichter und schwärzer geworden wäre. Jetzt schon warf sie dunkele Schlagschatten über seinen Lebenspfad.

Die gute niedergedrückte Frau kränkelte ihrem Tode entschieden entgegen. Der Sohn, der — einzig und allein aus Rücksicht für sie, und weil er täglich um die kranke Mutter sein wollte — bis jetzt noch immer in dem kleinen Städtchen Hof wohnen geblieben war, trug sie, so viel er nur konnte, auf den Händen und entfaltete, ihr gegenüber, seine ganze Liebenswürdigkeit und Herzensgüte.

Wie oft saß er doch, wenn seine Arbeiten vollendet waren, neben ihrem Krankenlager und zauberte mit seiner regen Phantasie die lieblichen Bilder seiner Jugend-

Idylle herauf. Ach! wenn er dann so zart und so warm von dem lieben, trauten Jodits und von dem heimgegangenen Vater sprach, ... und von dem kleinen stillen Glück, daß sie damals, trotz ihrer beschränkten Verhältnisse genossen, ... und von der kleinen Hirtin Augusta, die er so kindlich geliebt, ... und von den Fahrten zum Markte nach Hof, ... und von tausend anderen unbedeutenden Dingen, die aber doch für das arme kranke Mutterherz bedeutsam waren und blieben; ... und wenn er dann das Morgenroth seines kleinen Lebens, das ja zugleich das ersterbende Abendroth des mütterlichen Glückes war, aufdeckte und sanft zerlaufen ließ in der längst umwölkten Vergangenheit, die ihren letzten Stern am Grabe des Vaters auf dem Schwarzenbacher Friedhofe versinken sah ... dann füllten sich wohl die Augen der guten, treuen Mutter — und seine selbst — mit Thränen einer still nachzitternden Freude, aber auch mit Thränen der Wehmuth und des Schmerzes. Aber sanft blätterte dann die Hand des besorgten Sohnes den duftenden Blüthenkelch froher Zukunftshoffnungen auf — nicht weil er selbst mehr auf die Erfüllung dieser Hoffnungen für die Mutter baute — wohl aber weil ihr Duft die Kranke hob und, wenigstens vorübergehend, selbst hoffen machte, wie man von Blumen träumt, wenn man ihren Geruch im Schlafe einzieht. Glüht ja vor dem Erlöschen der

Lampe der Lebensdocht gewöhnlich noch einmal heller auf.

Freilich zuckten dabei wilde Schmerzen durch die Brust des Sohnes. Was war denn nun dieses Leben anders gewesen, als ein mühseliges Dahinrinnen über den steinigen, schlammigen Boden endloser Sorgen und Mühen! Nirgends ein stiller, klarer, im Lichte der Sonne freundlich glänzender See, in dem sich die Blumen der Freude hätten dauernd spiegeln können. Und nun, in naher Aussicht, . . . den Tod . . . den langen, langen Schlaf . . . die Meeresstille des Daseins!

Und doch, wie ruhig, wie still dankbar für die kleinen Streiflichter der Freude war die Leidende immer gewesen. Wie ein früh an strengen Gehorsam gewöhntes Kind hatte ihr immer das Herz gehorcht. Ihr Fleiß, ihre Thätigkeit waren aber selbst jetzt noch nicht erloschen, und wenn sie das Bett auch nur für Stunden verlassen konnte, trug sie die sieche Brust an das Spinnrad.

Aber wußte denn Jean Paul nicht, daß noch weniger ihre Mutterliebe zu ihm erloschen sei? O! die Mutterliebe durchgreift ja mit tausend Wurzelzweigen das ganze weibliche Herz, — sie zieht ja alle edlen Kräfte in sich ein und überwächst und verdrängt jede Nebenpflanze, bis sie endlich ganz allein auf dem Boden des Herzens blüht.

„Kehrst du, o Menschenfreund, im Innersten gedemüthigt, mit Leere, mit Ekel und Abscheu zurück von dem Anblick des Uebervortheilens, des Raubens und Blutverschüttens auf dem Markte der Welt, so tritt, um den unentbehrlichen Glauben an Menschenwürde zu stärken, zu dem Bette eines kranken Kindes, neben welchem eine liebende Mutter wacht.“

„Wie geht sie mit ganzer Seele in das leidende Geschöpf über, wie steht, und kniet, und geht, und läuft und ängstigt sie sich im Schweiße des Angesichts für den Liebling; wie giebt sie für seinen Eigensinn Freundlichkeit, für herzzerreißende Klagen tröstende Worte, für seine Ruhe den süßen Schlaf der Nacht, wie hat sie immer Thränen für Thränen, wie sinnt sie darauf, das abgezehrte Kind so behutsam zu fassen; wie seufzt sie bei seinen unmuthigen Geberden, mit dem Gedanken gen Himmel: wenn es nur nicht meint, ich sei an seinen Schmerzen schuld! —“

„O, es liegt eine unsterbliche Zärtlichkeit in der Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde; über alle anderen menschlichen Empfindungen reicht sie hinaus. Keine Selbstsucht macht sie erkalten, keine Gefahr kann sie abschrecken, keine Schuld kann sie erbleichen machen, kein Undank vermag sie zu ersticken.“ ... Aber ... war denn nicht auch sein ganzes Leben ein Austausch seiner Kindesliebe gegen diese Mutterliebe gewesen?

Es kann auf Erden keinen ergreifenderen Anblick geben, als der war, wenn Jean Paul auf dem Rande des Bettes seiner Mutter saß, sie umschlang und die bleiche, stille Frau ihr müdes Haupt an die Brust des Sohnes legte. Ach! der Anblick zweier Menschen, gebückt unter einerlei Bürden, verknüpft zu einerlei Pflichten, angefeuert von derselben Sorge, von derselben Liebe zueinander, ist ja schon groß und erhebend! Wenn aber erst in einer ernsten Stunde des Lebens ihre überwallenden Herzen aneinander fallen; — wenn, wie hier, die aufsteigende Wolke des Todes ihre Nachtschatten und die Ahnung einer nahen ewigen Trennung über sie gießt; — wenn eines von ihnen schon die Trauerschleppe des Lebens, das Alter trägt; seine Haare und Wangen schon ohne Farbe, seine Augen ohne Feuer, auf sein Antlitz die bitteren Kämpfe des Lebens eingegraben sind, und die müden Arme gleichsam von selbst dem Tode entgegensinken, . . . und wenn sie dann beide sagen und fühlen: „Es ist alles abgestorben, aber doch unsere Liebe nicht!“ . . . o! so müßte dieser Anblick auch Unsterbliche rühren.

„Ja, Liebe, dein Funke ist über der Zeit; er glimmt weder gebunden an der Freude, noch an der Rosenwange; er erlischt nicht: nicht unter tausend Thränen, noch unter dem Sehnen des Alters!“ — — —

Aber auch hier in dieser Trauer, unter diesem neuen Sorgen und Befürchten war es wieder die Arbeit — sein frisches freies poetisches Schaffen — was Jean Paul erhob und über diese trüben Stunden und Tage hinaustrug . . . als ihm plötzlich hinter dem dunklen Gewölke ein lichter Stern aufging, . . . schöner, als er je einen begrüßt.

Die Mutter hatte sich gerade in der letzten Zeit einer kleinen Besserung zu erfreuen, und der beglückte Sohn sah schon im Geiste die knöcherne Hand des Todes eine Verlängerungsfrist für das geliebte Leben unterzeichnen, als er an einem Morgen in den ersten Gasthof des Städtchens gerufen wurde, wo ihn eine Dame erwarte.

Auf der ihm überreichten Karte stand: Emilie von Berlepsch. Wb.

Es war jetzt schon Jean Paul nichts Neues und Ungewöhnliches mehr, daß er von geistig bedeutenden oder auch hochstehenden Personen aufgesucht wurde, die selbst die Reise nach dem damals noch sehr abgelegenen Hof nicht scheuten, um die persönliche Bekanntschaft des so allgemein beliebten Dichters zu machen. Auch war er viel zu gut und zu liebenswürdig, um alsdann nicht mit Freuden eine solche Aufmerksamkeit hinzunehmen, die ja ohnedem in sein einsames Leben eine kleine Abwechslung brachte.

Oft war ja auch geistig aus solchen Besuchen Gewinn zu ziehen, — Gewinn an Menschenkentniß und an Stoff für seine Schöpfungen: während er auf der anderen Seite doch auch Mensch genug war, um diese Anerkennung seiner Leistungen mit freudigem und gewiß gerechtem Stolze hinzunehmen.

Also wieder eine Dame! — er wußte indeß nicht, warum er sich bei dem Namen: Emilie von Berlepsch, und dem Beisatz: „Wittwe", eine ältliche Matrone dachte!

Aber, Himmel! . . . wie hatte er sich geirrt!

Er erwartete eine Zeitlose zu finden, . . . und vor ihm stand jetzt . . . ein Maiblümchen, das sein blondlockiges, blauaugiges Köpfchen reizend aus dem dürren Moose des Alltaglebens hervorstreckte.

Und dies kleine, zierliche, noch in der schönsten Blüthe der Jahre stehende, zauberische Wesen . . . sollte eine Wittwe sein?

Wie weich, wie rosig und von Anmuth übergossen war dies Gesichtchen! Wie schwamm dieses große, blaue Auge bei jeder Erregung in feuchtem, lockendem Glanze! Wie war das kecke Näschen sanft gebogen, wie waren die feinen, leicht aufgeworfenen Lippen zum Küssen und zum Schmollen geschaffen! Wie wohllau-

tend und einschmeichelnd klang diese Stimme! Wie beredt war dieser kleine allerliebste Mund, der jetzt von Aeußerungen des Entzückens überfloß und dem überglücklichen Dichter verrieth, wie sich Herz und Geist seiner Besitzerin längst nach dem Momente gesehnt, in dem sie dem großen herrlichen Jean Paul gegenüberstehe.

Das kleine nette Weibchen war dabei so glühend, so beweglich, es war so alles Temperament und Feuer an ihr, daß Jean Paul jede Minute einer Umarmung entgegensah, was ihm in der That gar nicht unangenehm gewesen wäre. Nach einer halben Stunde, neben ihr auf dem Sopha, zugebracht, kam es ihm vor, als sei er mit Emilie schon jahrelang bekannt.

In glücklichen Ehen tauft der Gatte sein liebes Weibchen gewöhnlich mit einer poetisch vergleichenden Verkleinerung, wie: mein Täubchen, mein Hühnchen, mein Kätzchen, mein Mäuschen; — oder er geht vom Thierreiche zum Pflanzenreiche über und sagt zu ihr: meine Rose, mein Veilchen! — oder aber er verstümmelt in seiner Liebessprache ihren Taufnamen, und ruft sie statt Friederike . . . Fritzchen oder Fritze! statt Pauline . . . Paulchen oder Paulus!

Es liegt hierin etwas sehr Bezeichnendes und Liebes, — eine ungemeine Traulichkeit, — ein kindlich-

süß=vertrautes Wesen. Gerade so ein Wesen aber war Emilie von Berlepsch, man hätte ihr jeden dieser Na=men — und jeden von einem Kuß begleitet — geben können. Dennoch vergab sie sich nicht im Ge=ringsten etwas.

Mit Lebhaftigkeit und Wärme sprach sie jetzt mit Jean Paul alle seine bis dahin erschienenen Werke durch, wobei sie einen reichen Geist, Witz, Laune und ein vortreffliches Urtheil kund gab. Sie war dabei die Heiterkeit und Natürlichkeit selbst, und was sie sagte, sagte sie mit einer Liebenswürdigkeit, die stets neu an=zog und bezauberte. Ihr froher Lebenssinn hatte or=dentlich etwas Ansteckendes. Jean Paul vergaß sich und seine gedrückte Stimmung so ganz und gar, daß ihm die Stunden wie Minuten verflogen und die Essenszeit da war, ehe er es dachte. Er wollte jetzt gehen; aber daran war nicht zu denken. Er mußte zum Mittagessen bleiben — Frau von Berlepsch ließ es der Mutter sagen und schickte heimlich gleich die besten Schüsseln des Hauses und einige Flaschen stär=kenden Wein für die Leidende mit. So hielt Emilie ihren lieben Gast bis zum späten Abend und erklärte beim Abschied: sie habe ihn so liebenswürdig, so originell und interessant gefunden, daß sie sich so schnell nicht von ihm trennen könne und daher — ehe sie in das be=nachbarte Bad Eger gehe — noch einige Tage in Hof

bleibe. Für diese Zeit aber nehme sie ihn vollständig in Besitz.

Jean Paul war — als er sie verließ — wie berauscht. Welch' ein Stern war wieder an dem Horizonte seines Lebens aufgegangen!

Bad Eger.

Zwei Stunden von Carlsbad liegt an einer Krümmung der Eger — die hier einen Ellnbogen zu machen scheint — höchst malerisch das Städtchen Ellnbogen. Es wurde 1134 von dem Markgrafen von Vohburg, Grafen zu Dhona, erbaut. Auf dem Rathhause zeigt man eine Eisenmasse, die . . . ein Meteorstein sein soll. Man kann hier mit de Luc sprechen: „Je le crois, parceque vous dites l'avoir vu tomber, mais je ne le croirais pas, si je l'avois vu!“ — — *) Jedenfalls ist die Volkssage erbaulicher, nach welcher der Klumpen dadurch entstanden sein soll, daß das Donnerwetter in die Glocke schlug, mit der ein harter, grausamer Verwalter täglich zum Frohndienste läutete! . . . Der Blitz Gottes schmolz die Glocke sammt

---

*) „Ich glaube es gern, weil Ihr sagt, Ihr hättet es selbst gesehen; aber wenn ich es selbst gesehen hätte, würde ich es nicht glauben.“

dem Herrn Verwalter zusammen. Für Verwalter soll die Masse centnerschwer sein; arme ehrliche Landleute aber heben sie leicht empor. Ob Finanz-Minister, Finanz-Räthe und Rentbeamte sie auch so leicht heben?

Aber der Blitz zuckte einst auch über das nahe gelegene Eger, als Wallenstein hier sein tragisches Ende fand. Noch zeigt man auf dem Rathhause die Hellebarde, womit Deveroux seinen Feldherrn niederstieß, der aus dem Bette an's Fenster sprang, als die Mörder nahten, die bereits seine Vertrauten Illo und Terzky hatten morden lassen. Mit ausgebreiteten Armen empfing er den Todesstoß, ohne ein Wort zu sprechen!

Mag Wallenstein groß genannt werden oder nicht, . . . mag er als Verräther, der nach der Krone Böhmens trachtete, oder als Opfer seiner Feinde, unter welcher die Jesuiten nicht die geringsten waren, und des Mißtrauens Kaiser Ferdinand's gefallen sein, — mag Ehrgeiz, Stolz und Selbstvertrauen ihm die Grube gegraben haben, wie seine ungeheure Prachtliebe, die ihn verhaßt machte, und nur befriedigt werden konnte durch gleich ungeheure Erpressungen von Freund und Feind — genug — er rettete Oesterreich zweimal vom Verderben, und was wäre ein zweiter Wallenstein später werth gewesen?

Der stolze Mann schenkte nie weniger, als tausend Thaler; dafür war aber auch als Strafe stets der Gal-

gen bereit. „Laßt die Bestie hängen!“ war sein kurzes Urtheil.

Nacht deckt seine Plane, wie seinen Fall; die Ankläger erhielten seine Güter, und Verhandlungen, Briefe, Zeugnisse u. s. w. fehlen so weit, als sie Anklagen abgeben könnten, wie die 3000 Seelenmessen, die Kaiser Ferdinand für den Gemordeten lesen ließ. Immerhin bleibt Wallenstein, der Eiserne, ein großer Charakter, den Schiller besser zu würdigen wußte, als alle Reichs-Geschichtler!

Wer sollte solche und ähnliche Gedanken nicht hegen, wenn er vor dem verspritzten Blute dieses Mächtigen steht, das auf dem Commandantenhause zu Eger gezeigt wird, wie auf der Wartburg . . . der Dintenfleck Luther's!

Aber so ernst, fest und groß Eger — umschwebt von diesen trüben und blutigen Erinnerungen — auf seinen Felsen thront, so lieblich und freundlich winkt der eine Stunde von der Stadt entfernte Eger- oder Franzensbrunnen den Kur- und Badegästen. Herrliche Anlagen, Gast- und Badehäuser umgeben ihn und während ein geschmackvoller Gesellschafts-Saal zum Besuche einladet, genießt man von dem ganz nahen Schneckenberge aus eine wundervolle Aussicht. Prächtige Ausflüge bieten dabei der nahe Kammerbühl, ein interessanter Basalthügel, — Liebenstein, mit

einem alterthümlichen Schlosse, — das enge Felsenthal Seebach — und das schon sächsische Schönberg; auch Waldsassen mit einer reichen Prälatur und Alexanderbad schließen sich würdig an.

Allerliebst aber nimmt sich die ganze Gegend aus, wenn man von Waldsassen herabkommt. Der Weg ist höchst einsam, nur von dem Geräusch einiger Mühlen unterbrochen. Dichte Wälder hemmen dabei die Aussicht, . . . bis mit einemmale, aber eben darum um so überraschender, das Tempe von Eger im tiefen Kessel hervortritt, Wohlstand und Zufriedenheit allerwärts verkündigend.

Aber nun . . . welch' ein Leben hier! In die böhmischen Bäder ziehen schon darum Norddeutsche gern, weil sie die Verschiedenheit der Sitten und das joviale Treiben der Oesterreicher belustigt, und selbst die, dem nordischen Ohr komisch klingende, gemüthliche Sprache und das gemüthliche Wesen der Oesterreicher sie anzieht.

Die Bäder gehören unter die besten Mittel gegen jene Modeübel, die wir von unseren Nerven ableiten; aber gerade dadurch sind sie selbst zu Modeübel geworden. In früheren Zeiten wußte man wenig von Badekuren und Badereisen . . . höchstens von einem Hausbade. Jetzt fährt man jährlich in glänzende Bäder, oft zur bloßen Aufheiterung und Erholung, wobei

häufig der Mann das eine, die Frau das andere Bad aufsucht. Unsere Vorältern kannten nur Geschäftsreisen; jetzt will man Zerstreuungsreisen gegen das häusliche Einerlei; und gerade wo Ruhe nöthig wäre, Zurückgezogenheit und Einsamkeit, um sich zu sammeln und zu bekennen: „Ich habe gesündigt!“ . . . macht man nun wahre . . . Betäubungsreisen in die Bäder!

Und welcher Glanz, welche Pracht, welcher Luxus entfaltet sich hier! Wie schäumt — gerade an den Orten, wo Mäßigkeit und diätes Leben doppelt nöthig wären, um die zerrüttete Gesundheit herzustellen — der Becher der Lebensfreuden so sprudelnd und perlend über! Auch in Eger war dies von jeher der Fall, zumal von allen Seiten der Adel Sachsens, Böhmens und Norddeutschlands herbeiströmte, und Reichthum, Schönheit, Lebensübermuth und Genußsucht sich hier ihre Rendez-vous gaben.

Hohe schöne Frauen und Mädchen in den kostbarsten und geschmackvollsten Toiletten, — Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Herren — Menschen aus allen Ländern und Völkern trafen sich hier. Ein Vergnügen gab dem anderen die Hand, eine Lustbarkeit wechselte mit der anderen: köstliche Mahlzeiten, hohes Spiel, große und kleine Landparthien, allgemeine Tanzbelustigungen, Jagd, Concerte, verliebte Abenteuer und Sere-

naden! . . . Es war ein Leben voll Luſt und Herrlichkeit!

Und in welchem Maße konnte auch der Denkende ſich hier gefallen, wenn es ihm darauf ankam, ſeine Menſchenkenntniß zu mehren.

Dem Beobachter geben die Menſchen auf der Straße ſchon weit mehr Stoff, als in ihren vier Wänden; die Beobachtung der Kurgäſte in einem Bade aber, dieſem Conglomerat aus ſo vielen Ständen und Ländern, iſt nicht mit Geld aufzuwiegen, zumal für einen Schriftſteller, deſſen Hauptſtudium die Menſchen, ihre Sitten und Charaktere ſein muß. Kamen denn nicht auch in Eger — wie dies ohnehin vorzüglich in den Bädern Böhmens der Fall iſt — die berühmteſten Zeitgenoſſen, die Heroen im Felde und im Kabinete, Krieger und Diplomaten, Finanzmänner und große Gelehrte, neben Junonen, Aſpaſien, Charitinen und . . . Originalen aller Art zuſammen? Dazu die Kranken — meiſt mehr moraliſcher, als phyſiſcher Natur . . . und . . . die Narren in allen Abſchattungen! Wer ſich aber einmal zu einer gewiſſen Größe des Humors emporgeſchwungen hat, der ärgert ſich auch über kein Original und über keinen Narren mehr: im Gegentheil, ſie bieten ihm gerade die ſchönſte Unterhaltung und das intereſſanteſte Studium dar.

Und mitten in dieſem bewegten Badeleben und ganz

neuen Studium . . . fand sich jetzt Jean Paul . . . freilich ohne recht zu wissen, wie er dahin gekommen war.

Emilie von Berlepsch hatte es nämlich nicht anders gethan: Jean Paul hatte sie auf kurze Zeit nach Bad Eger begleiten müssen.

Die Sache verhielt sich wie folgt: rasch und wie im Fluge waren Beiden die für den Besuch in Hof berechneten Tage verflogen. Der Gedankenaustausch war ja ein ungemein lebendiger: Emilie hatte tausenderlei zu fragen, zu besprechen, zu erörtern, . . . der Dichter so viel mitzutheilen, vorzulesen, an dieser kleinen köstlichen Wittwe zu studiren. Beide waren originelle Menschen und sich ganz neue Erscheinungen. Ueberall fanden sich interessante Seiten und Haltpunkte. Beide waren in ihren Charakteren unendlich verschieden und trafen doch jeden Augenblick auf gleiche oder verwandte Gedanken.

Dabei wußte die junge Wittwe den Dichter so zu bezaubern und anzuziehen, daß er glaubte: noch nie ein herrlicheres und liebenswürdigeres Weib gesehen zu haben.

Als aber nun in diesem süßen Rausche die wenigen Tage, die Frau von Berlepsch für Hof bestimmt hatte, wie im Fluge und im Traume verschwunden waren, und sie nach Eger abreisen mußte, gab sie den neuen Freund nicht los. Sie hatte ihn so vollkommen in Be-

schlag genommen — und dies auf eine so unwiderstehlich liebenswürdige Weise — daß er sich ihr gegenüber vollkommen willenlos fand. Sie hatte ihn, wie eine kleine Hexe, bezaubert: er war ihr! Wenn sich aber dies schöne, eigensinnige Köpfchen etwas vorgenommen hatte, dann mußte es auch geschehen und ausgeführt werden. Emilie von Berlepsch war ja ein verwöhntes Kind, das nie gelernt hatte, sich einen Wunsch zu versagen, sondern ganz seinen Neigungen lebte, und von jeher Alles nach seiner Pfeife tanzen ließ . . . freilich mit einer wahrhaft liebenswürdigen Tyrannei.

Jetzt hatte sie den herrlichen Jean Paul erfaßt, und wie ein kleines Mädchen die neu bescherte Puppe an sich drückt und gar nicht mehr aus den Händen läßt, so hielt sie jetzt geistig ihren Jean Paul fest, und wenn er auch, wegen der kranken Mutter — sie fühlte sich allerdings im Momente etwas besser — Hof durchaus nicht verlassen wollte, so bat sie mit ihrer einschmeichelnden Stimme und auf ihre unwiderstehliche Weise so schön und so lange, bis er nachgab. Der Arzt versicherte ohnedem, daß für die nächsten Monate mit der Mutter noch nichts zu befürchten sei, und Emilie bestellte außer dem Bruder noch eine eigene Frau zur Wartung der Kranken. Auch war es nöthig, daß Richter seine, durch allzuvieles Arbeiten geschwächte Gesundheit einmal stärke! . . .

Kurz . . . Jean Paul mußte nach Eger mit, — natürlich auf ihre Kosten. Es war unmöglich, zu widerstehen.

Himmel! in ihrer rosenfarbenen Laune war Emilie ja auch so frisch, so köstlich, so heiter und jugendlich übermüthig, daß es Jedermann, der mit ihr in Berührung kam, wie mit Frühlingswonne anwehte, und so selig und heiter zu Muthe ward, wie im Mai. Aber wehe dem Manne, der diese kleine Wittwe einst heimzuführen bestimmt war — denn daß sie noch einmal heirathen werde, war bei ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrem Vermögen und ihrer Liebenswürdigkeit doch wahrlich vorauszusehen — wehe dem Manne! wenn sich diese Eigenschaften, die jetzt lockenden Genien glichen, vielleicht in eben so viel Teufelchen umgestalten sollten . . . dann drohte dem überseligen Schwärmer wohl das Schicksal eines beklagenswerthen Sklaven. Berühren sich doch in Charakteren, wie der Emiliens, die Extreme leicht. Die schönsten und wärmsten Sommertage bringen die meisten und schwersten Gewitter! —

Emiliens Temperament war eben gar zu erregbar, — zu leicht und zu schnell war sie Feuer und Flamme. Sie umfaßte zwar Alles mit Liebe und Freundschaft und Begeisterung und Aufmerksamkeit; — — ließ es aber auch eben so schnell bei

einer neuen Anregung fallen. Sie hatte das Herz auf der Zunge, — sie hielt mit nichts hinter dem Berge, — Alles mußte gleich bei ihr heraus, was sie drückte und bewegte; . . . eben deshalb aber konnte sie auch bei dem leisesten Argwohn — denn sie war in Freundschaft und Liebe fabelhaft eifersüchtig — die besten Freunde dermaßen verletzen und zurückstoßen, daß ein vollständiges Zerreißen des schönen Bundes sofort erfolgen mußte. So hatte sie in ihrem Leben schon eine Masse von Freunden und Freundinnen gehabt . . . von welchen ihr aber freilich nur sehr wenige geblieben.

Jetzt ... war Jean Paul ihr Ideal, ihr Schooßkind, ihr Liebling, ihr Eines und Alles! . . . und wie hätte diesem die neue Freundschaft nicht in dem holdesten Rosenlichte erscheinen sollen, da eben bis jetzt noch keine Winterfröste eingetreten waren und nur ein blühender, glühender, duftender Mai ihn mit seinen Blüthen und Paradiesen überschüttete.

Emilie lebte in Eger fürstlich, ... Jean Paul wurde auf den Händen getragen . . . sie baute ihm in jeden Tag glänzende Gärten des Entzückens hinein — — — er schwamm in Seligkeit . . . und doch war und blieb das Verhältniß zwischen ihm und ihr so rein und zart, wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft, wenn es auch an Wärme und Innigkeit zunahm und es keinem

Zweifel mehr unterliegen konnte, daß Emilie . . . ihn liebe. — — —

Es war ein wundervoller Tag, an welchem Emilie von Berlepsch und Jean Paul, in Begleitung einer größeren Gesellschaft, — die kleine Berlepsch übte schon über einen großen Theil der Kurgäste eine souveraine Macht aus, und bestimmte und arrangirte täglich die Parthien — einen Ausflug nach Marienbad und der Metternich'schen Herrschaft Königswart machten.

Der Weg war prächtig. Das Bad lag mitten in steilen Bergen und finsteren Wäldern, aber in einem reizenden Thale. Da die ganze Gegend Moorgrund, so war es zum Gebrauche von Schlammbädern trefflich eingerichtet. Man fand auch dort eine nette Gesellschaft, und da Speisen und Getränke gut, die Musik sehr schön, die Laune aller Betheiligten äußerst heiter und die kleine Berlepsch übersprudelnd und ausgelassen war . . . so flogen die Stunden in ungebundener Lust dahin. Nur Jean Paul konnte nicht so ganz munter sein, da sich seine Gedanken oft nach Hof verirrten und mit ängstlicher Sorge der dahinsiegenden guten Mutter gedachten; dennoch heiterte ihn gerade hier ein zufälliges Zusammentreffen mit einem Bekannten aus Hof auf, der das Städtchen erst vor drei Tagen verlassen hatte und dem besorgten Sohne die Nachricht brachte,

daß es damals noch nicht schlimmer mit der Mutter gestanden habe.

Jean Paul athmete freudig auf und überließ sich nun gern und ungezwungen dem Strome der allgemeinen Lust, auf dem seine reizende Freundin den Reigen führte. Wie ward er doch dabei von allen Männern, ja selbst von Frauen um die Gunst beneidet, in welcher er bei Frau von Berlepsch stand. War er doch ihr anerkannter und erklärter Liebling, der von der reizenden jungen Wittwe wie ein Schooßkind Allen vorgezogen und gehätschelt wurde.

Noch toller wurde die Lust zu Königswart, da ein Graf Lobkowitz einen Korb voll Champagner auf diese Metternich'sche Herrschaft vorausgeschickt hatte. Sie berührte indeß Jean Paul peinlich, als der Graf den Vorschlag machte, den Wein auf dem sogenannten Juden-Kirch-Hof zu trinken, und die Gesellschaft den Vorschlag einging.

Dieser Kirchhof war allerdings kein Kirchhof, sondern ein wunderschöner Platz, den eine barocke Laune früherer Besitzer nur so genannt und mit Leichensteinen geziert hatte, die sämmtlich drollige Inschriften trugen.

Jean Paul wußte nicht, warum ihn dies Spiel mit dem Tode heute wie ein Frevel vorkam; sein Humor und seine satyrische Laune hätten die Sache zu einer anderen Zeit gewiß vom satyrisch-philosophischen Stand-

punkte aufgefaßt. Heute schnitt es tief in seine Seele, zumal die Gläser dabei klangen, der Champagner schäumte und die Gesellschaft lachend und scherzend von einem Steine zum anderen zog und die Inschriften las. Da stand denn freilich:

„Herr Schleicher, der nach Haus mit grünen Knieen kam,
Starb jählings hier vor Schaam!“

Weiter las der Graf lachend:

„Hier starb mit starren Blicken
Herr Freyer am Entzücken,
Weil er der Liebe Pfand
Vor seiner Thüre fand“

Eine andere Inschrift, die einem Arzte gelten sollte, lautete:

„Hier liegt, dem Kirchspiel zum Vergnügen,
Durch den hier alle Andren liegen.“

Weitere Inschriften sagten:

„Hier liegen meine Gebeine,
Ich wollt' es wären . . . Deine!“

und

„Warum doch Niemand sterben mag,
Als gerad' an seinem letzten Tag!“

„Und hier, meine Herren und Damen, das ist köstlich!“ — rief der Graf jetzt.

„Lesen, lesen!“ — tönte es von allen Seiten.

Der Graf las:

„Müde!
„Müde, mich im Essen und Trinken zu vergnügen,
Müde, meine Gläubiger zu betrügen,
Müde, mir Freunde zu erwerben,
Müde, durch Feinde zu verderben,
Müde so mancher Quälerei,
Müde des ewigen Einerlei,
Müde meiner Unbedeutendheit
Starb ich . . . mir selbst zur Freud!“

Lachen erschallte, man zollte seinen Beifall und ging weiter.

„Ist kein Pfarrer unter uns?“ — rief jetzt Frau von Berlepsch.

„Lassen Sie es!“ — bat Jean Paul leise.

„Sie sind ein Kind!“ — meinte Emilie heiter.

„Es ist mir“, — versetzte Richter — „als höre ich die Stimme des Comturs dem Don Juan zurufen: Laß die Todten in Ruh!“

„Als ob es sich um Todte handle!“ — sagte die Berlepsch mit einem vertraulich leisen Schlage ihres Fächers auf Jean Paul's Wangen — „es ist ja ein ganz harmloser Scherz.“

„Und was meinen Sie mit einem Pfarrer, meine Gnädige?“ — frug jetzt der Graf und goß eigenhändig der reizenden Wittwe das Champagnerglas, das sie trug, wieder voll. Sein Gesicht war dabei von Wein und Erhitzung kirschroth, während seine Augen übermüthig funkelten.

„Hier wäre eine Grabschrift für ihn!“ — rief die Berlepsch lachend und las:

„Den Pfarrer Sedulim
Verschließet dieses Grab . . .
Gott gab den Schlummer ihm,
Den er . . . den Hörern gab.“

Neue Ausgelassenheit machte sich Luft.

Plötzlich blieb der Graf mitten auf dem Kirchhofe stehen — es war der größte unter den Vezir-Leichensteinen, der hier lag.

„Wem gilt er?“ — frug die Berlepsch.

„Dem Herrn und König dieses Ortes!“ — meinte Lobkowitz. — „Meine Herren und Damen, das ist die Krone des Witzes! Hier, in der Mitte der Gräber, liegt begraben . . . der Tod selbst!“

Jean Paul stand finster . . . sein Antlitz war blaß.

„Champagner!“ — rief der Graf jetzt und hielt dem Diener das Glas zum Einschenken hin.

„Was wollen Sie machen?“ — frug Emilie.

„Dem Tod ein Lebehoch bringen!“ — antwortete Lobkowitz mit etwas schwerer Zunge und einem eigenthümlich blauen Anfluge im Gesichte.

Aber jetzt fühlte doch auch das übermüthige Weibchen einen leichten Schauer.

„Thun Sie es nicht!“ — bat sie, die Hand zurückhaltend auf seinen Arm legend.

„Pah!“ — rief der Graf — „dieses Glas dem Tode!“

— — — aber — — — der Tod läßt nicht mit sich spaßen — — — in demselben Augenblicke wankte Lobkowitz — — das Glas entsank seiner Hand — — und er stürzte — von einem Schlagflusse getroffen — zusammen.

Die ganze Gesellschaft war außer sich vor Schreck.

Ein Arzt, der sich unter ihr befand, ließ sogleich zur Ader . . . aber . . . umsonst!

Der Tod hatte sein Opfer gefordert. Es war, als ob eine dämonische Hand aus der Erde heraufgelangt. Jeder fühlte sie an seinem Herzen.

Man brachte den Leichnam auf das Gut des Fürsten, — der Arzt blieb bei ihm.

Die andere Gesellschaft suchte die Wagen und die Pferde und Jedes ritt und fuhr von dannen, ohne nach den Anderen zu fragen.

Jean Paul fuhr allein mit Emilien. Ihre excentrische Natur hatte umgeschlagen . . . sie weinte krampfhaft. Der Freund suchte zu trösten und zu beruhigen, obgleich ihm selbst das Herz räthselhaft schwer war.

Endlich ließ der Krampf nach und Emilie lehnte sich sanft an seine Schulter. Der warme Hauch ihres Mundes berührte jetzt seine Wangen . . . er fühlte die

Blutwärme ihres Körpers und einen leisen dankbaren Druck der Hand.

Sein Herz fing hörbar zu klopfen an, — durch seine Adern rann das Blut wie Lavaströme . . . und doch . . . es war sonderbar . . . er konnte ihre Hand nicht wieder drücken . . . er konnte nicht sprechen . . . kaum athmen . . . seine Brust war ihm wie zugeschnürt. Er glaubte selbst sterben zu müssen.

Endlich! endlich! tief in der Nacht, kamen sie an.

Es war ein Brief an ihn durch einen Extraboten eingetroffen.

Todtenbleich griff er nach ihm und riß ihn mit zitternden Händen auf.

Er enthielt nur die, von dem Bruder geschriebenen Worte:

„Die Mutter liegt im Sterben!"

„Auch das noch!" — rief Emilie entsetzt — „welch' ein Unglückstag heute. Und Sie? . . ."

„Ich muß auf der Stelle nach Hof!" — rief Jean Paul, und es lag in dem Tone seiner Stimme etwas, das wie ein Vorwurf für sich und Emilie klang.

Frau von Berlepsch sandte sogleich nach Extrapost.

Als sie kam, trennte man sich fast ohne Worte. Nur Emilie sagte noch:

„Ich sehe Sie wieder, armer Freund, und Gott gebe, mit geheiltem Herzen!"

Jean Paul sprang in den Wagen — und fort ging es, Hof zu.

Aber . . . welch' eine Fahrt! . . . O! er ahnte es ja . . . daß das Geschick eine Richtung seines Lebens mit einem Grabe verschüttet habe.

„Was ich erſponnen.“

Ein trüber Tag lag über der Erde und ſchaute mit mattem Lächeln in das kleine Stübchen zu Hof, in welchem Jean Paul ſo lange mit ſeiner Mutter zuſammen gewohnt und gelebt hatte; — in jenes Stübchen, in welchem ſo ſchöne Werke, mitten unter gemeinſamen Drangſalen, entſtanden waren; — in jenes beſcheidene Stübchen, das ihre kleinen Freuden und großen Schmerzen, ihr treu-liebendes Zuſammenſein und das einſame Seufzen der Mutter ſo oft geſehen und gehört hatte; — in jenes Stübchen, in welchem die gute Mutter den Sorgen ihres gegenſeitigen ſo beſcheidenen Lebens ſo lange ſchon nachging, während der Sohn Welten des Lichtes und der Ideale heraufzauberte.

Heute . . . heute aber . . . war es ſehr ſtill, . . . ſehr einſam, . . . ſehr traurig hier!

Auf dem Bette der Mutter . . . lag eine Leiche . . . blaß . . . ſtarr . . . kalt . . . regungslos.

Es war die ausgebrannte, von den Sorgen und

Stürmen des Lebens niedergeworfene, entseelte Hülle einer alten, guten Frau.

Die Augen waren geschlossen, . . . die Hände auf der Brust wie zum letzten stillen Gebete zusammengelegt. Den eingefallenen wachsgelben Wangen sah man die Kälte und Starrheit des Todes an. Kein Athem hob mehr die zusammengesunkene Brust, . . . kein Seufzer zuckte mehr über diese Lippen.

Ein Leichentuch überdeckte den unteren Theil des Körpers.

Das war alles, was übrig geblieben war . . . von einem langen, schweren, mühseligen Menschenleben!" — — —

Vor dem Bette aber saß Jean Paul Friedrich Richter . . . und . . . weinte bitterlich . . . denn die Leiche . . . war die . . . seiner guten unvergeßlichen Mutter. — — —

Wenn der Tod ein durch langes Leiden wundgeriebenes Leben sanft ausgelöscht hat, sagt uns unser Herz wohl mit einem Seufzer: „o, es ist dem stillen Schläfer ja endlich wohl; laß ihn sanft ruhen, Herz, und beklage nicht, daß seine in einsamen schlaflosen Nächten verweinten Augen jetzt vor der schönen Erdensonne zugefallen und die durch Seufzer ausgehöhlte Brust den Athem des Lebens nicht mehr trinkt. Es sieht ja vielleicht sein erhöhter Geist andere Sonnen und andere

Welten, und während du trauerst, glüht ihn vielleicht das Morgenroth eines höheren seligeren Daseins an!

Wer weiß es? — wer kann es wissen? — wer hat den Schleier des Grabes je gehoben oder wird es thun?

So dachte der trauernde Sohn, dem ja ohnehin das Erdenleben nur die Wiege eines zweiten Lebens war, ... aber den Trost, den er hier suchte, schwemmte die Fluth der Schmerzen hinweg, wenn er zurückdachte an das, was dies Herz seit Jahren getragen . . . und daß es nichts! . . . nichts! . . . auf der Erde gehabt; . . . und daß er ihr, der Guten, so wenig Freuden geben, . . . so wenig frohe Tage bieten konnte.

Aber in seinem blutenden Herzen weinte jetzt noch etwas Anderes mit Folterqualen nach.

Es war der Schmerz und die Wehmuth über die Entbehrung des letzten Scheideblickes aus dem treuen, erlöschenden, den fernen Sohn, in der beklommenen Todesstunde mit Angst suchenden Auge der theuren Mutter! Denn so rasch er ja auch noch Hof geflogen, . . . sich der Heimath und der Umarmung der Geliebten entgegengestürzt, . . . er traf die Mutter nicht mehr am Leben.

Es waren bittere, bittere Vorwürfe, die er sich jetzt machte, nach Eger gegangen zu sein und die arme Leidende verlassen zu haben, obwohl der Ausspruch des

Arztes, der Anschein einer kurzen trügerischen Besserung, und in den letzten Tagen noch der Ausspruch jenes Hofer Bekannten in Marienbad, sein Gewissen beruhigen konnten.

Aber wer von uns Sterblichen hält sich neben der Leiche eines geliebten Menschen frei von der Schuld, entweder den stillen Schläfer so manchmal im Leben gekränkt . . . nicht genug geliebt ... oder in dem und Jenem vernachlässigt zu haben? — O! der Mensch sieht es ja immer zu spät ein, wie sehr er geliebt wurde, — wie vergeßlich und undankbar er war, und wie groß das verkannte Herz! — — —

Edler Jean Paul! und verkennst Du dich denn hier nicht selbst? . . . Wer hat denn seine Mutter inniger und zärtlicher geliebt, als Du? Verwechsele nur nicht mit der Ueberwucht des Schmerzes über den unersetzlichen Verlust ... das Uebergewicht des Schicksals über uns und unseren Willen.

O! daß jetzt gerade auch Dein treuer Freund Otto in Baireuth sein muß, und diese Stunden der Qual nicht mit Dir theilen kann und mildern durch seine Nähe, durch sein Freundesherz, durch sein Wort und seine Liebe. Würde er Dir denn jetzt nicht zurufen:

„Freund meiner Seele! — Bruder! . . . weine nur sanft! die Frommen und Guten sterben nicht durch

das Schwert des Todes, sondern unter dem Kuß Gottes!"

„Gute Mutter meines Einzigen! Du hast vollendet und bist selig!"

„Deine Seligkeit — still verschlossen in Deinem Herzen — ging ja hier schon an; denn was anderen Menschen hülfreich und liebend die unsichtbare Hand von oben und jenseits reicht, das gab sie dir schon hier durch die Hand deines guten Sohnes."

„Du warst glücklich, weil du zuvor unglücklich, einsam, verlassen warst. Dein Erstgeborener war glücklich, denn er nahm dir ja — so viel er konnte — die Sorgen, die Einsamkeit, das Verlassensein."

„So zog Gott das Morgenroth der Seligkeit leise an dein Leben heran. Jetzt giebt er dir dort die Unsterblichkeit, die er deinem Kinde schon hier giebt."

„Du wirst immer die glückliche Mutter deines und meines Einzigen bleiben, und dein Andenken, das du dir mit Kummer errangst, wird ewig bleiben, wie das Andenken an deinen Sohn, und er wird willig mit dir die Dankbarkeit der bewundernden Nachwelt theilen: der Dank wird dir, die Bewunderung ihm gehören!"

„Weine, mein Freund! denn es thut mir zu wehe, dich in verbissenem und stummem Schmerz zu sehen."

„Weine immer, . . . nur weine sanft! denn du lö-

steſt ja auch ſanft den einſchneidenden Gürtel, womit die harte Welt die Unſchuldige gefeſſelt hatte. Hob ſich dadurch doch ihre Bruſt frei und freier, und ſie weinte nur Thränen der Freude und keine des Schmerzes mehr; ſie genas . . . um ſich ruhig, freudig und lieblich zu verklären. Da küßte der ewige Vater ſie ſanft, drückte ſie feſter an ſich und die Verklärung der künftigen Welt ſchlug auf ſie herüber und der Allmächtige und Ewigliebende ließ die Abendröthe ihrer dankbaren Beſeligung auf ihrem Antlitz und in ihrem brechenden Herzen ſanft zerfließeu."

„Nimm dies ſtille Dahingehen als eine ſüße, tröſtende Erinnerung an die Geliebte. Und einſt, wenn du ihr wieder in die Mutterarme ſinkſt, ſo ſei dein erſtes Wort: „Mutter, ich habe dich verſtanden und daß ich dich verſtanden habe, war Seligkeit für mein Leben."

„Mein Richter, mein Freund, mein Leben, mein Alles! möge der erſte Grimm des Schmerzes ſich in dir bald verlieren!"

„Sie iſt glücklich! . . . Wir werden es werden; wir werden es ſein, . . . wenn uns der Ewige, der allgütige Vater, . . . zu den Unſrigen legt!" — — —

So würde der Freund geſprochen haben; . . . aber ob er Dein Herz damit getröſtet hätte?

O nein! nein! das Geſchick hatte ſeine Stacheln zu

tief in dasselbe gebohrt; solche Wunden heilen nicht Worte, nicht das innigste Mitgefühl . . . sie heilt nur . . . die Zeit.

— — — — —

Jean Paul stand jetzt auf. Seine Augen hatten keine Thränen mehr. Der Schmerz brannte nur trocken und versengend in Herz und Gehirn. Wie eine Welt lag es auf seiner Brust und das Leben war für ihn mit all' seinen Farben und Lichtern, seinen Eden und Paradiesen, seinen Freuden und Schmerzen untergegangen. Außer dem Tode der Mutter war ihm nur eine Erinnerung geblieben: ein Friedhof . . . und dort, in Mitten der Gräber, ein mächtiger Leichenstein mit dem Wort: „Hier ruht der Tod! —" und — ein Frevler, der den Tod forderte — Jean Paul's Mutter war in derselben Stunde gestorben — und eine Knochenhand, die aus der Erde griff und den übermüthigen Frevler zu sich hinabzog — — — und — ein anderes geliebtes Herz mit.

Jean Paul stand rasch auf . . . es deuchte ihm, die Decke des niederen Zimmers wolle sich auf ihn herabsenken. Sein Kopf war wie mit Blei ausgegossen. Nacht stand vor seiner Seele.

Er mußte Erleichterung, — er mußte wieder Thränen haben! Vielleicht fand er beides sanft und den

wahnsinnigen Schmerz auflösend, wenn er den kleinen Nachlaß der Heimgegangenen anschaute.

Er ging an den Tisch, öffnete mit einem kleinen Schlüssel die Schublade — im Leben die einzige Truhe der guten Mutter, wo sie ihre kleinen Geheimnisse aufbewahrte — und schaute hinein.

Ein Papierchen . . . mit einer Locke . . . vom Vater . . . und einer anderen . . . von ihm. Ach! beide noch in Joditz abgeschnitten.

Jetzt fielen zwei große, schwere Tropfen aus seinen Augen.

— — — — — — —

Und hier lag ein kleines Büchlein. „Was ich ersponnen," stand darauf.

— — — — — —

Jean Paul versagten auf Momente die Augen den Dienst. Eine eisige Hand griff an sein Herz. Er sank auf einen Stuhl.

Nach einigen Minuten kam er wieder zu sich. Langsam öffnete er das Buch und las. Es war das Verzeichniß dessen . . . was die Gute . . . sich in ihren Nächten ersponnen hatte. Da stand:

„Im März ersponnen: 2 Fl. 51 Kr. 3 Pf.
„Im April = 4 = 3 = — =

„Im Mai ersponnen: 4 Fl. 3 Kr. 9 Pf.
„Im August = 1 = 24 = — =
„Für Samuel*) neue Stiefeln, kosten 3 Thlr.

Ein gellender Schrei des Schmerzes entrang sich seiner Brust, und unter einem Strom von Thränen vor dem Bette der Theuren niederstürzend, rief er:

„Mutter! Mutter! Mutter! Wenn ich alle Briefe der Erde wegwerfe, so lese ich doch, gute Mutter, dies Büchlein fort und fort; — dies Buch, worin alle Qualen Deiner Nächte stehen, und worin ich Dich in der Mitternacht mit der keuchenden siechenden Brust den Faden Deines kargen Lebens ziehen sehe!“

Und er sprang auf und warf sich über die Leiche der Theuren und küßte die kalten Lippen und die kalten eingefallenen Wangen und seine Thränen badeten das liebe . . . stille Haupt.

Nach einiger Zeit erhob er sich langsam. Es lag wie eine Verklärung auf seinen schönen, edlen Zügen. Still und ruhig schaute er die Todte noch einmal an, . . . dann sagte er:

„Am Morgen, an dem ich ging, nahmst Du Abschied von mir und dankteſt mir für alles, und warst besorgt, daß ich mich vom Boden verlieren möchte.

---

*) Den Bruder Jean Paul's.

— — — Als ich wiederkam, hatte die rauhe Hand des Todes, ungleich der Hand der Vorsehung, alle Leiden und alle Jahre auf dem blassen Angesichte ausgestrichen. Jetzt bist Du verjüngt und beruhigt. Schlummere wohl!“

Und damit breitete er leise das Leintuch über die stille Schläferin.

Es war unterdessen Nacht geworden. Jean Paul ging leise hinaus in die träumende Welt.

Da lag die Unendlichkeit vor ihm aufgedeckt und die Ewigkeit — der dunkle, in Wolken stehende und in Wolken reichende Gigant, — und beide traten groß und mächtig vor seine Seele und in ihnen ruhte der Gedanke: Gott!

Und er legte beide Hände auf seine Brust und sagte . . . ernst, tieferschüttert . . . aber in einer heiligen gehobenen Stimmung:

„Hinter den Sonnen ruhen Sonnen im letzten Blau, ihr fremder Strahl fliegt seit Jahrtausenden auf dem Wege zur kleinen Erde, . . . aber er kommt nicht an. O, du sanfter, naher Gott, kaum thut ja der Menschengeist sein kleines junges Auge auf, so strahlst du schon hinein, Sonne der Sonnen und Geister! — Nein! nein! du wirst dich nicht verhüllen, wenn sein Irdisches einsinkt . . . wer dich erblickt, wer dich gedacht, . . . der ist unsterblich!“

Und es ward ruhig in ihm und still und groß — — und das Reich der Geister bog sich zu ihm hernieder und er ward versöhnter und vertrauter mit Grab und Tod und Ewigkeit ... denn er hatte ihnen ja neuerdings ....ein liebendes Herz gegeben.

Himmel und Hölle.

Im Buchhandel.

Es war in der ersten Frühe eines November-Morgens und noch ganz dunkel, als der Klang einer großen Schelle zwei Schläfer aus ihrem süßen Schlummer weckte. Die Schelle war an dem oberen Theile der Wand einer Dachkammer angebracht, die Dachkammer aber gehörte dem Hause des Buchhändlers Aries in Leipzig an.

Niemand konnte behaupten, daß dieser Aufenthalt ein angenehmer gewesen wäre, oder ein Uebermaß an Luxus dargeboten hätte. Der einzige Luxus war vielleicht die Höhe desselben, denn man mußte vier Treppen — die letzte mit wahrer Lebensgefahr — hinaufklettern, um zu ihm zu gelangen. Auch Luft war in der Kammer stets im Ueberflusse vorhanden, da sie durch alle Ritze der dünnen Breterwände pfiff . . . eine treffliche und gesunde Einrichtung im hohen Sommer, die indeß im November, December und Januar, und den vor- und nachstehenden Monaten durch allzugroße Zulassung

der Kälte bedeutend an Annehmlichkeit verlor. Sonst freilich war in der Kammer — die Repräsentanten der kleinen Hausthiere, als: Ratten, Mäuse und Wanzen abgerechnet — nicht viel vorhanden.

Der alte Ueberstrich von Wasserfarbe — er rührte noch aus der Regierungszeit des Großvaters des Herrn Aries her — war zumeist abgefallen und zeigte sich nur still verschämt noch hie und da in kleinen weißen Fleckchen, den alten Adam, d. h. die alten nackten Bretterwände preisgebend. Die beiden Betten, die an diesen Wänden, zur rechten und zur linken Seite der Kammer, standen, waren hübsche Kabinetstücke und lieferten zu den sich hier aufhaltenden Vertretern des Thierreiches nicht nur einen wesentlichen Theil der schon gedachten kleinen, platten, übelriechenden Creaturen, sondern auch einen recht hübschen Contingent von Holzwürmern, diesen fleißigen Arbeitern im Dienste der Zeit, — diesen geheimen Verschworenen und Minirer an allem Holzwerk . . . und . . . viel mehr als Holzwerk und Strohsäcke zeigten die beiden Betten nicht. Herr Aries, der ein Freund vernünftiger Abhärtung war, hielt Federbetten bei jungen Leuten — und die Dachkammer bewohnten ja der Commis und der Lehrling seines Buchhändlergeschäftes — für höchst ungesund und nachtheilig. Er ließ den jungen Leuten also auch, in Uebereinstimmung mit seinen spartanischen Grundsätzen, so we-

nig Federn wie möglich zukommen. Ein gutes Gewissen ist ja der beste Pfühl, und . . . ein solches setzte er bei den ihm anvertrauten jungen Leuten voraus.

Zu den Betten kamen alsdann noch — zur Vervollständigung des Mobiliars — zwei alte Holzstühle, mit etwas podagraischen Beinen, ein wackeliger Tisch von Tannenholz und ein schöner und zweckmäßiger Breterverschlag, der als Kleiderschrank diente.

Viel gewann die Dachkammer in dem Hause des Herrn Aries noch dadurch, daß sie nicht nur durch das Gaubfenster eine ausgedehnte Aussicht auf zahllose Schornsteine und Dächer der Stadt Leipzig bot, und in Sternennächten herrlich als Observatorium benutzt werden konnte, — dieses eine Dachfenster hatte auch noch kleine Nebenbuhler: es waren die zahlreichen Astlöcher in den Breterwänden, die auf der Seite des Lehrlings in die Schwarzwaschkammer, auf der Seite des Commis — hier freilich waren sie mit Papier oder sonstigen Gegenständen ausgestopft — in die Magdkammer gingen.

Man sieht, wie Herr Buchhändler Aries auf die geschickteste Weise löbliche Einfachheit mit Nützlichkeit zu vereinigen gewußt hatte. Simplicität war ja ohnehin ein Charakterzug seines Wesens; warum hätte er nicht auch für Sitteneinfalt seiner Untergebenen sorgen sollen?

Da nun aber zu dieser Sitteneinfalt auch das Ver-

bot gehörte: jemals Licht in dieſe Kammer zu bringen — nicht einmal in einer, mit Glaswänden geſchützten Laterne, von Feuer konnte ohnehin keine Rede ſein, da kein Ofen in der Kammer ſtand, — ſo war die natürliche Folge, daß auch jetzt, in der Frühe des November-Morgens, da die von Herrn Aries unten in ſeinem Schlafzimmer gezogene Schelle erklang, die die beiden Schläfer weckte, . . . noch tiefe Finſterniß in der Kammer lag. Es galt alſo für den Commis und den Lehrling im Dunkeln aufzuſtehen und ſich anzukleiden.

Indeß auch hierin lag ja eine ſchöne und weiſe Berechnung des Prinzipals! . . . Wer kann denn wiſſen, welches Unglück ihm noch im Leben einmal in der Nacht zuſtoßen werde: Feuersgefahr, Einmarſch der Feinde durch Ueberrumpelung der Stadt, Einbruch durch Diebe, plötzliche Niederkunft der Frau — wenn er verheirathet iſt — oder ſonſt Aehnliches. Wie gut iſt es alsdann, wenn man ſich in ſeiner Jugend daran gewöhnt hat: im Dunkeln aufzuſtehen und Toilette zu machen; . . . außerdem iſt dies auch ein Mittel gegen alle Geſpenſterfurcht.

Es geht für junge Leute nichts über einen vorſichtigen und lebenserfahrenen Prinzipal . . . wie es Herr Aries war! . . .

Eben alſo war die Schelle erklungen . . . als ſich in der Dachkammer von beiden Seiten aus den Betten

ein gewaltiges Gähnen vernehmen ließ, das sich schauerlich — wie das Brüllen junger Löwen — durch die Finsterniß rollte. Ein Krachen der wurmstichigen Bettladen — es kam von dem Recken der jugendlichen Glieder — begleitete den langgezogenen schauerlichen Ton, auf den alsdann noch einmal Stille des Grabes folgte. Es war die Pause, in welcher der Mensch den schmerzlichen Kampf zwischen dem unendlich süßen Wunsche: im Bette liegen bleiben zu können, und der unseligen und doch gebieterischen Nothwendigkeit des Aufstehens durchzukämpfen hat.

Endlich verkündete ein neues Krachen der Bettladen den Sieg der Pflicht. In der Dunkelheit des langsam anbrechenden Morgens gewahrte der Commis, wie sich der Lehrling, und der Lehrling, wie sich der Commis — jeder sah von dem Anderen nur einen weißlichen, gespenstischen Schein, den Abglanz ihrer Hemden, — langsam und sich dehnend . . . auffetzte . . . mit dem einen . . . und dann mit dem anderen Beine aus dem Bette schob . . . bis beide, lang aufgerichtet, wie in Todtengewänder gehüllte Leichname, dastanden. Hierauf erfolgte ein neues furchtbares Gähnen . . . vier dürre lange Arme reckten sich in die Lüfte und es erschallte ein verdrießliches gegenseitiges:

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

Plötzlich schrie der Lehrling:

„Herr Jäeses!“ —

„Nun, was ist denn?“ — frug der Commis.

„Ach! . . . ich bin zum Tod erschrocken!“

„Warum denn?“

„'s hat eine Ratte in meinem Pantoffel gesessen!“

„Wenn's weiter nichts ist!“ . . . versetzte der Commis ruhig. — „Wie oft sind sie schon zu mir in's Bett gekommen . . . aber da . . . pfui!“

„Nun?“ — frug der Lehrling.

„Das ist nun die sechste Wanze, die an mir sitzt.“

„Schrecklich!“ — stöhnte der Jüngere der Beiden — „wenn das meine Mutter wüßte!“

„Man muß sich an Alles gewöhnen!“ — meinte der Commis philosophisch.

Eine neue Stille trat ein, in welcher die beiden Eleven des Herrn Aries unter öfterem Gähnen ihr Kunststück — sich im Finstern regelrecht anzukleiden — ausführten. Beide befanden sich dabei noch in einem behaglichen Halbschlafe.

Aber auch der Tag machte nur sehr schläfrig die Augen auf; doch war er, bis beide junge Leute zum Anziehen der Stiefel kamen, — die Schelle erklang dazwischen noch diversemale, ohne die Gemüthsruhe der sich Ankleidenden zu stören, — einigermaßen erwacht, so

daß man jetzt in der Dämmerung doch wenigstens die nächsten Gegenstände sehen konnte.

Diese nächsten Gegenstände aber waren jetzt die Stiefeln der jungen Leute. Beide faßten sie an . . . aber Beide seufzten dabei auch wunderbarerweise zugleich auf . . . ach! . . . sie waren ja alle viere zerrissen . . . und doch . . . noch nicht bezahlt!

„Das kommt von der verfluchten Leihbibliothek!" — brummte der Commis, der diese Nebenanstalt des Herrn Aries neben dem Buchhändlergeschäft mit zu besorgen hatte. — „Wenn man auf den großen Leitern den ganzen Tag die kleinen Bücher holen muß, gehen alle Stiefelsohlen zum Teufel!"

„Was Leihbibliothek!" — meinte der Lehrling — „ich zerreiße mit dem Paquetaustragen auf dem schlechten Pflaster zehnmal so viel! Sie bleiben doch wenigstens in der Bibliothek und auf dem Comptoir . . . ich aber muß auf die Straßen und zu den . . ."

„Und ich?" — frug der Commis grimmig — „sieht mir nicht Jedermann von unten in die Löcher der Sohlen geradezu hinein, wenn ich oben auf der Leiter stehe? — — Hab' ich unten mit einem schönen Mädchen ein paar freundliche Blicke gewechselt und denke: die hält dich nun für den Helden aus dem letzten Roman, den sie gelesen, und ist im besten Zuge, verliebt zu werden!

. . . da! . . . da sieht sie die elenden Löcher und alle Phantasie ist beim Teufel!"

„Die Phantasie möchte immer hin sein!" — meinte der Lehrling — „wenn ich nur wüßte, wo ich das Geld für neue Stiefeln hernehmen sollte! Ach! wenn das meine Mutter wüßte!"

„Sein Sie kein so beschränkter Kopf!" — sagte hier der Commis, den das stolze Bewußtsein ausgedehnter Lebenserfahrung über den vorigen Aerger schnell tröstete — „man sollte glauben, es gäbe in Leipzig nur einen einzigen Schuhmacher"

„Wie so?" — frug der Lehrling, nicht eben gerade geistreich aufschauend und seinen Vorgesetzten mit geöffnetem Munde anstierend.

„O! Sie junge Leipziger Lerche!" — rief der Commis lachend. — „Wenn der eine nicht mehr pumpt, geht man zu einem anderen. Ich lasse jetzt beim zehnten arbeiten."

„Und zuletzt?"

„Kommt das jüngste Gericht!" — meinte der Commis — „und da brauchen wir keine Schuhe und Stiefel und die Schuhmacher kein Geld mehr."

Eine neue Pause trat ein. Der Lehrling dachte während derselben über die empfangenen Winke nach, und bewunderte und beneidete im Stillen den kühnen Heroismus seines Vorgängers. Gott! wenn er erst

selbst so weit wäre, um als Commis so auftreten zu können!

Er wand dabei die Halsbinde um seinen langen dürren Hals, indem er die zerfetzten Enden künstlich zu schlingen und deren defecte Theile mit Geschick zu verbergen suchte.

Länge und Dürre waren überhaupt charakteristische Merkmale dieses jungen Mannes, die bei dem Gesicht, dem Hals, den Armen, dem Leibe und den Beinen besonders hervortraten. Dabei war er blaß und hatte so eingefallene Wangen, so tiefliegende Augen, daß man ungerechterweise fast hätte schließen sollen . . . er sei halb verhungert. Dem aber war nicht so: er bekam anständig zu essen. Nur wußte Herr Buchhändler Aries, daß zu viel essen nicht nur dem Organismus junger Leute sehr schädlich sei, sondern auch träge und unbeholfen in der Pflichterfüllung mache. Außerdem kann der Mensch nie wissen, was ihm noch im Leben zustößt: allgemeine Hungersnoth, — Theurung, durch Belagerung in einer Festung oder auf einem vom Sturm verschlagenen Schiffe, — die Nothwendigkeit, sich mit wenig zu begnügen, wenn gerade das Geld ausgegangen oder wenn man, bei kleinem Einkommen, Vater einer zahlreichen Familie ist u. s. w. Eine kleine Gewandtheit im Fasten zu besitzen, ist daher immer

praktisch. Auch giebt es kein häßlicheres Laster, als das der Gourmandise und Vielesserei.

Aries, als besorgter Prinzipal, hatte es daher so eingerichtet, daß, während er zu Mittag speiste, Commis und Lehrling das Geschäft hüteten. War er alsdann fertig, ging er hinunter und ließ die jungen Leute hinauf, um die Nachlese zu halten und das zu speisen, was er übrig gelassen.

Beide fanden dann auch gewiß jedesmal volle Schüsseln und Teller . . . wenn nämlich das Essen versalzen oder verbrannt war. Im entgegengesetzten Falle sah es freilich zumeist schlimm aus, . . . was jedoch Commis und Lehrling, wenn sie Einsicht hatten, stets dankbar als eine Uebung in der Tugend der Mäßigkeit hinnehmen mußten. Zu ihrer Schande gesagt, geschah dies freilich nie; aber Undankbarkeit ist ja der Welt Lohn!

Auch für ihre Gesundheit war Herr Aries sehr besorgt: die gute norddeutsche Suppe kam stets ohne Augengläser auf den Tisch, weil . . . ihr die Augen selber fehlten. Dagegen schwammen Kartoffeln lustig darin herum. Nahrhafte dürre Bohnen folgten dreimal in der Woche und dann kam zumeist eine dritte Speise. Trug sie die Köchin auf, starrten die beiden jungen Leute jedesmal erwartungsvoll und mit klopfendem Herzen nach ihr hin, und . . . siehe da . . . es

war gewöhnlich — Phantasie und Poesie zu reizen — eine Sauce von zweideutiger Farbe und Gestalt, die unbekannten Dingen zum Aufenthalte diente. Wohl den jungen Leuten, wenn sie dann, außer Knochen, Haaren und Borsten, noch etwas Genießbares darin fanden.

Aber der Hunger hilft über Alles hinaus . . . und . . . junge Leute dürfen nicht apprehensiv sein!

„Schluckt's hinunter!" — pflegte Aries zu sagen: — „man kann nicht wissen, was man im Leben noch zu essen bekommt."

Also an einer guten Nahrung fehlte es dem Commis und dem Lehrling des Herrn Aries nicht, und des Letzteren erschreckende Magerkeit war nur Naturanlage oder Naturfehler, wozu wohl auch ein gewisser — allerdings sehr beschränkter Ausdruck des Gesichtes gerechnet werden mußte.

Daß die Vorhemdchen der jungen Leute zumeist mehr in das Graubraune als in das Weiße schimmerten und hie und da — gleich wie die Westen und die Röcke offene Stellen besaßen, lag nur in dem unschuldigen Mangel an Geld und Zeit, um das Waschen und Flicken besorgen lassen zu können. Vielleicht auch war hier das Beispiel des würdigen Herrn Aries selbst daran schuld. Aber man kann nicht wissen, in welche Lagen man noch im Leben kommt, und so ist es gut

und praktisch, sich schon frühe daran zu gewöhnen, im Fall der Noth auch etwas Schmutz und Unordnung an sich selbst leiden zu können! — — —

Commis und Lehrling waren jetzt mit ihrem Anzuge fertig, als die Köchin den Kaffee und für jeden der Herren ein ganzes Brödchen brachte. Beide junge Leute stürzten sogleich wie hungrige Löwen . . . nicht auf die unschuldige alte Köchin, sondern auf das Frühstück los.

Ach! schon der Geruch that ihren knurrenden Magen wohl; obschon es kein Mocca war, der hier dampfte; . . . sondern . . . ächte gute deutsche Zichorien!

Herr Buchhändler Aries war ja ein ächt deutscher Mann, der alles Ausländische in den Tod haßte. Auch konnte man nicht wissen, wie man im Leben einmal — vielleicht gar durch eine Continental-Sperre — gezwungen werde, von dem Genusse alles wirklichen Kaffees abzusehen. Wie peinlich wäre es alsdann für seine Leute gewesen, wenn sie nur ächten Kaffee hätten trinken können.

Aber was thuen Jugend und Hunger nicht für Wunder!

Den Beiden schmeckte ihr Frühstück vortrefflich . . . nur mehr, mehr hätte es sein dürfen!

Aber der Mensch von Bildung will neben dem materiellen Genuß auch einen geistigen; der Commis sprach

sich daher gerne beim Frühstück und Mittageſſen über Literatur aus; zumal er es für ſeine Pflicht hielt, ſeinen Untergebenen in die, einem tüchtigen Buchhändler nöthigen Kenntniſſe einzuführen, wozu der Prinzipal keine Zeit hatte, und was Herrn Aries außerdem auch zu ſchwer geworden wäre, da ihm das Denken eine gar große Mühe machte: Er mußte ja bekanntermeiſe jeden Gedankenfaden mit den Spitzen der Finger aus der flachen Stirne ziehen.

Der Commis fühlte daher ſtets beim Auftragen des Zichorientrankes ſeine volle Würde und docirte alsdann feierlich dem ihm gegenüberſitzenden Lehrling unter bedeutendem Schlürfen und Kauen.

Auch heute übte er ſich in dieſer heiligen Pflicht und ſagte:

„Sehen Sie, Fritz, Sie müſſen jetzt anfangen, ſich auch mit der Literatur bekannt zu machen. Literatur iſt etwas Erhabenes. Wenn ich z. B. des Morgens in unſere Leihbibliothek trete, in dieſe heiligen Hallen, die des Geiſtes Werke — für die Ewigkeit geſchrieben — jetzt bewahren, dann überkommt mich ordentlich ein Schauer!“

„Das glaub' ich Ihnen!“ — ſagte der Lehrling, auf beiden Backen kauend, — „vor der eckeligen Arbeit, die eingegangenen Bücher, die das Publicum aus-

gelesen und retour gegeben hat, wieder auszusuchen und an Ort und Stelle zu bringen!"

„Ach!" — entgegnete der Commis unwillig, indem er einen mächtigen Schluck Zichorienſaft zu ſich nahm. — „Fritz, ſeien Sie nicht ſo materiell. Ich ſpreche von der geiſtigen Seite meiner Beſchäftigung. Ich ſage Ihnen, eine Leihbibliothek iſt ein Pantherion großer Geiſter. Wiſſen Sie, was ein Pantherion iſt?"

„Nein!" — entgegnete der Lehrling und er weichte in ſeiner Taſſe eine alte Brodkruſte von geſtern, die er glücklich aus der Küche entführt.

„Nun!" — fuhr der Commis fort — „das Pantherion war in Griechenland ein Heiligthum, in dem alle Götter und großen Menſchen aufgeſtellt wurden."

„Aber" — meinte der Lehrling mit einem ſtupiden Ausdruck im Geſichte — „in unſerer Leihbibliothek ſtehen doch keine Götter, ſondern lauter alte Schinken von ſtaubigen Büchern!"

„Pfui!" — rief der Commis — „und ſo etwas können Sie ſagen, der einmal Buchhändler werden will? . . ."

„Sie haben es ja ſelbſt ſchon geſagt!"

„Aber nur Abends, wenn ich müd' und ärgerlich war."

„Ja ſo!" — meinte der Lehrling — „alſo Morgens Götter und Abends . . ."

„Kennen Sie den Spieß, den Clauren, den Lafontaine“ — fiel hier der Commis ein — „den Werner Happel, den Schnabel u. s. w.!“

„Nein!“ — versetzte der Lehrling.

„Nun seh'n Sie, Fritz!“ — fuhr der Aeltere der Beiden fort — „das sind sämmtlich Größen der deutschen Literatur. — Der Spieß z. B. hat wundervolle Romane geschrieben, in welchen ungeschlachte Ritter in Menge vorkommen, die den Wein eimerweis hinunterschütten, . . . die mit ihren Stimmen die Thürme ihrer Burgen erschüttern, . . . und Gott und die Welt in Schrecken setzen!“

„Was Sie sagen!“ — rief Fritz und sperrte Mund und Augen auf, denn das Brod war verschlungen und die Tasse leer.

„Und der Clauren“ — fuhr der Commis mit gewichtiger Miene fort — „ist gerade das Gegentheil. Ich sage Ihnen, Fritz, süß und linde wie laues Zuckerwasser. Voll schöner erregender Bilder, — voll Rosenlippen, Vergißmeinnichts-Augen und — Schwanenbusen — o! . . .“

„Den möcht' ich lesen!“ — sagte der Lehrling und seine Augen traten ihm vor Wißbegierde weit aus den Höhlen.

„Ich sage Ihnen, Fritz!“ — fuhr der Commis fort — „da ist nicht die wilde Kraft, nicht das, was man

so gewöhnlich Geist nennt, aber einen Weiberkörper kann er beschreiben . . .!"

„Sapperment!" — fluchte der Lehrling in angenehmer Vergessenheit.

„Und all' die Mordgeschichten und all' das Elend, die Nonnen im Blutschleier, die Liebeskranken, die Selbstmörder aus Liebeskram . . ."

„Herr Jäeses!" — rief hier der Lehrling, mit einem angenehmen Schauer über den Rücken — „da müßt' ich mich ja fürchten, . . . da käme mir ja so eine Leihbibliothek wie eine Leichenkammer vor!"

„Das ist sie auch!" — rief der Commis begeistert „und zwar wie ein großer Dichter sagt:

„Wo edle Kinder Geisteskräft'ger modern,
„Weil sie die dummen Leser niemals fordern."

„Herr Jäeses! Herr Jäeses!" — rief hier der Lehrling von dem Enthusiasmus des Commis angesteckt — „wenn ich nur auch einmal in dies Pantherion eindringen und solche Bücher lesen könnte."

„Wissen Sie was!" — sagte der Commis leise — „wenn Ihnen wieder einmal Ihre Mutter heimlich ein Pfund Kaffee schickt, und Sie theilen mir etwas davon mit, so steck' ich mir einen Spieß oder Clauren heimlich für Sie ein."

„Was soll's nutzen!" — rief der Lehrling betrübt — „wann hätte ich Zeit zum Lesen! und Nachts! . . .

wir haben ja kein Licht. Ach! wenn ich nur sonst mich zum Buchhändler ausbilden könnte; aber in dem Hause hier . . ."

„Seien Sie nicht ungerecht!" — sagte der Commis. — „Haben Sie nicht schon gelernt . . ."

„Wie man Handlungslocale reinigt und kehrt? . . . O ja!"

„Und das Paquettragen?"

„Auch das, und das Maculaturausstreichen, damit man das Papier, was schon einmal zum Packen gedient hat, noch einmal gebrauchen kann."

„Und wie man einen Ballen kunstgerecht packt?"

„Gewiß! und das Bindfadenknüpfen, . . . damit kein Endchen Faden verloren geht!"

„Hören Sie, Fritz!" — fiel hier der Commis ein, — „das Einpàcken ist für den Buchhändler von großer Wichtigkeit; denn es kommt oft im Leben sehr viel darauf an: ob ein Buchhändler zur rechten Zeit und mit Geschick einpacken kann. Thut er das, ehe man ihn anpackt oder so, daß man ihn nicht anpacken kann, so ist er schon oft ein reicher Mann geworden."

„Das verstehe ich nicht!" — meinte der Lehrling — „aber da ich jetzt drei Jahre bei Herrn Aries im Geschäft bin, so meine ich, das Paquettragen, Maculaturausstreichen, Bindfadenknüpfen u. s. w. sollte doch jetzt

einmal für mich aufhören und statt dessen die Comptoirarbeit beginnen."

„Und hat die nicht schon angefangen?"

„Ich wüßte nicht! oder meinen Sie das Brouillon liniren?"

„Sagen Sie nicht, wenn ein Frankfurter oder Berliner Collis kommt, dem Herrn Principal die Namen der Absender an?"

„So! . . . das also ist beim Buchhändler Comptoirgeschäft?"

„Junge Leipziger Lerche!" — rief der Commis hier mit dem Finger drohend — „nur nicht vorwitzig. Ging mir es anders? und Sie sehen, wozu ich es gebracht! — Wie sagt der Dichter?

„Denn das ist so der Leipziger Gehilfenstyl,
Große Chefs geben großes Selbstgefühl,
Und je größer das Haus, desto größerermaßen,
Sind stolz die Gehilfen und aufgeblasen.
Verwechseln aus Ehrgeiz sich häufig gern
Mit ihrem Principale und Herrn,
Und selbst gegen Chefs von kleineren Häusern
Können sie sich dann nur herablassend äußern!"

„Seh'n Sie, Fritz, dahin müssen Sie es bringen, . . . dann sind Sie auf dem Wege . . . ein gemachter Mann zu werden!"

In diesem Augenblicke wurde so heftig an der Schelle gerissen, daß beide junge Leute entsetzt auffuhren.

„Donnerwetter!" — rief dabei der Lehrling mit stu-

piden Mienen — „der Alte ist schon auf den Beinen und ich habe noch nicht aufgemacht und gekehrt!“

Und er flog wie eine Kugel die vier Treppen hinunter, nicht ohne gegen die alte Köchin zu rennen, die ihm im Zorne einen tüchtigen Tritt in die Seite versetzte.

Auch der Commis machte sich — mit einem Schmerzensseufzer — nach seinem Pantherion, der Leihbibliothek, auf den Weg.

In Leipzig.

Aber welch' ein Donnerwetter — von gewaltigen Hustenanfällen unterbrochen — empfing sie hier. Der schwindsüchtige Principal riskirte geradezu sein Leben, und der Staub flog, wie Pulverdampf in einer Schlacht, in dicken Wolken auf; . . . was den Lehrling wenigstens einigermaßen beruhigte, da es ihn des lästigen Abstaubens überhob.

Glücklicherweise zwang ein sanfter Erstickungsanfall den, in Schlafrock, Nachtmütze und Pantoffeln gehüllten Herrn Aries bald zum Rückzuge.

Commis und Lehrling konnten jetzt, wenigstens für eine Stunde, ruhig aufathmen. Wie aber staunten sie, als nach dem ungefähren Verlaufe dieser Zeit der Herr Principal in festlichem Schmucke wieder eintrat.

Es mußte etwas ganz Ungewöhnliches sein, was Herrn Aries an einem Werktage in den Sonntagsstaat trieb; auch hustete er mit ungewöhnlicher Feierlichkeit und die linke Hand kam nicht von seiner Stirne.

Lehrling und Commis — der Letztere schielte durch die offene Thüre seines Pantherions herüber in das Verkaufslocal — zerbrachen sich umsonst den Kopf über das: was denn heute in Leipzig vorgehe, als sie und der Herr Principal plötzlich durch einen eigenthümlichen Besuch überrascht wurden.

Es öffnete sich nämlich die Thüre . . . und ein kleiner, dicker, gemüthlich aussehender Herr trat freundlich lächelnd ein und eilte mit ausgestreckten Händen Herrn Aries entgegen.

„Ei! ei! Herold!“ — rief dieser . . . und Beide lagen sich in den Armen.

Der Eingetretene war der Buchhändler Herold von Lüneburg, ein Freund Aries', — ein Original, einzig in seiner Art; — eine, wegen seiner Scherze, seiner Freundlichkeit und Gemüthlichkeit immer und überall gern gesehene Person.

„Aber was Tausend!“ — sagte jetzt Aries, hustete und rieb sich die Stirne, — „wo kommst Du denn her?“

„Sollst alles hören; aber zuvor zweierlei!“

„Und das wäre?“

„Hier diesen Brief an meine Frau soll der Schlingel von Lehrling sogleich zur Post tragen,“

„Kommst Du denn nicht eben erst an?“

„In der Minute.“

„Wo hast Du denn den Brief geschrieben?“

„Zu Hause . . . in Lüneburg.“

„An Deine Frau?“

„Ja!“

„Und giebst ihn hier erst, in Leipzig, auf die Post?“

„Er ist von Leipzig ausgestellt.“

„Aber warum denn?“

„Damit ich ihn hier nicht zu schreiben brauche.“

„Und was soll er?“

„Meine Frau über mein Wegbleiben beruhigen.“

„Weiß sie denn nicht . . .“

„Daß ich nach Leipzig gereist bin? . . . Nein! . . .“

„Ich verstehe nicht . . .“

„Nun, da ist etwas zu verstehen! Es fiel mir plötzlich ein, nach Leipzig zu kommen, um Dich etwas zu fragen. Da schrieb ich auf dem Comptoir schnell diesen Brief:

Leipzig, den 3. November 1797.

Liebe Frau! ich bin hier glücklich angekommen und befinde mich wohl, gebe Gott, daß es Dir gleichfalls wohl ergehe. Lebe herzlich gegrüßt von Deinem Gatten

Herold.“

„Und den Brief . . . ?“

„Steckte ich in die Tasche, ging von dem Comptoir auf die Post, fuhr hieher und schicke ihn nun nach Hause.“

„Und all' die Zwischenzeit wußte Deine Frau nicht wo Du hingekommen seiest?"

„Nein! . . . Ist auch nicht nöthig!"

„Nicht nöthig?!"

„Ist schon daran gewöhnt."

„Gewöhnt?!" — rief Aries, und hielt diesmal beide Hände an die Stirne, während seine weit aufgerissenen Augen bei vorgerecktem Kopfe, den Freund mit dem Ausdruck halber Geistesabwesenheit anstarrten. Die Sache ging über seinen Verstand.

Der Lehrling stand — eine Copie des Principals — mit ähnlich stieren Augen und weit geöffnetem Munde hinter ihm.

„Warum soll sie so etwas auch nicht gewöhnt sein!" — fuhr Herold lächelnd fort. — „Da ich ein ausgezeichneter Fußgänger bin, so mache ich mich sehr oft — wenn etwas Eiliges im Geschäfte vorkommt — auf, und gehe zu Fuß nach Hamburg."

„Und sagst Niemanden etwas davon?"

„Für was? — Auch zu meinem Vergnügen mache ich mich oft Morgens auf den Weg und erscheine dann plötzlich bei einem Freunde oder Bekannten in einer benachbarten Stadt mit bestaubten Schuhen und hungrigem Magen."

„Und da bleibst Du . . ."

„Wenn mir's gefällt . . . mehrere Tage."

„Und auch da weiß . . .“

„Weder meine Frau noch das Geschäft etwas von mir. Es fällt mir oft erst ein, nach Hamburg oder sonst so wo hinzugehen, wenn ich mir nach dem Kaffee die Pfeife angezündet habe und mich auf dem Spaziergange befinde.“

Aries rieb sich fast mit beiden Händen vor Staunen und Entsetzen die Stirne wund.

„Nun! was ist denn daran!“ — rief lachend der kleine Dicke. — „Jeder Mensch hat seine Flausen. Es war im vorigen Jahre, da ging ich eines Morgens vor der Stadt spazieren, als ein Reisewagen herankommt. „Wohin des Weges?“ — frag ich den Kutscher. „„Nach Leiden!““ — sagte der — „„Wollen Sie mit?““ — „Ja!“ — sag' ich, und steige ein . . .“

„Und bist nach Leiden gefahren!“

„Nun, nach Leiden kam ich just nicht; aber ich kutschirte doch vierzehn Tage in Holland herum, lernte die Mynheeren und verschiedene holländische Städte kennen, sah Rotterdam und Utrecht . . .“

„Und Deine Frau hat sich nicht zu todt geängstigt?“

„Sie soll ein Bischen außer sich gewesen sein; aber daran that sie unrecht. Ich kam ja nach vierzehn Tagen wieder! . . . Jetzt ist sie an solche Vorkommnisse gewöhnt!“

Aries hatte die Hände über dem Kopf zusammenge-

schlagen, und stand jetzt stieren Blicks und regungslos wie eine Memnonssäule, der er um so mehr glich, als leise Töne von ihm gingen, — die halb erstickten Ausrufe seines Staunens und Entsetzens, — wie: — „Bischen außer sich gewesen?!“ — — „an solche Vorkommnisse gewöhnt!?“ —

Und der Lehrling stotterte nach:

„Bischen außer sich gewesen?!“ — — „an solche Vorkommnisse gewöhnt!?“ —

Aber der kleine Dicke rüttelte ihn aus seiner Erstarrung auf, gab ihm den Brief an seine Frau und rief: — „Zur Post!“

Und die junge Leipziger Lerche flatterte eiligst davon.

„Aber jetzt, Freund!“ — rief im gleichen Momente Herold dem noch immer starr und unbeweglich dastehenden Aries zu — „rücke mit einem guten Frühstück heraus, ich habe von der Reise Hunger wie ein Wolf!“

Das brachte Aries zu sich: ... „Frühstück!“ — lispelte er und der Husten trat mit übermenschlicher Macht ein, und ein Schrecken durchzuckte seine Seele.

Aber, Gott sei Dank, es gab ja einen vortrefflichen Ausweg.

„Lieber!“ — sagte er (Herold und Aries hatten in einem Hause ihre Buchhändlerlehrzeit durchgemacht). „Lieber!“ — und er fuhr, die Finger bewegend, mit der linken Hand über die Stirne und dann, starr blickend,

mit der Hand etwas von dem Haupte ab — — — „Lieber!“ — wiederholte er zum drittenmale — „es ist nur fatal . . . ich muß auf der Stelle weg! . . . Du siehst mich . . .“

„Ja, ich staune!“ — fiel Herold ein — „Du steckst im Bratenrock! Was ist denn los?“

Der Commis schob hier aufhorchend und mit gespitzten Ohren den Kopf durch die Thüre seines Pantherions herein.

„Ja!“ — sagte Aries mit lang gezogenem tiefem Tone sehr ernst und bedeutungsvoll . . .

„Nun?“

„Ja!“ — und er zog die linke Hand wieder auf die Stirne zurück, als suche er einen großen Gedanken.

„Was denn?!“

„Ja!“ — versetzte Aries mit weit geöffneten Augen.

„Aber, ich bitte Dich, so sprich doch!“ — rief Herold ungeduldig. — „Soll vielleicht einer unserer Collegen gehenkt werden?“

„O!“ — entgegnete Aries — „welch' ein Gedanke!“

„Er kommt von Deiner Scharfrichter Miene!“ — rief lachend der Lüneburger.

Aber Aries bedurfte Zeit, nicht nur, um sich von dem Begehren nach einem Frühstücke zu fassen, sondern auch, um überhaupt seinen schwer zu sammelnden Gedanken Ausdruck zu geben. Endlich sagte er:

„Leipzig feiert heute einen großen Tag!“
„Und welchen? warum? woher?“
„Jean Paul ist hieher gezogen.“
„Jean Paul!“ — rief der kleine Dicke freudig, denn er war ein glühender Verehrer dieses in Witz und Humor, in Originalität und phantastischen Ausgeburten unübertrefflichen Schriftstellers.

„Jean Paul!“ — wiederholte Aries — „und heute Morgen um 11 Uhr will ihn die hochehrbare Buchhändlerwelt Leipzigs in der Maus'schen Conditorei feierlich empfangen.“

„Herrlich! herrlich!“ — rief hier Herold mit strahlenden Augen, — „sollte man nicht meinen, ich hätte das in Lüneburg geahnt?“

„Aber, Lieber . . .“

„Da ist es keine Zeit zum Frühstücken mehr! Das sehe ich ein!“

„Es wird indessen . . .“

„Dort etwas geben, um Herz und Seele zu laben! gewiß! Also auf, ich gehe mit Dir!“

„Aber . . . Du kannst doch nicht . . .“

„In staubigen Kleidern dahin kommen? — Freund, ich habe keine anderen bei mir, und da ich von der Reise komme, wird es Niemand übelnehmen . . . am wenigsten der herrliche Jean Paul . . . denn dem bringe ich mein ganzes volles Herz!“

Und mit diesen Worten setzte der kleine, dicke, jo=viale Lüneburger seinen Hut wieder auf den Kopf und schob sich und den Freund aus der Thüre.

Man sah ihm an, er konnte die Zusammen=kunft mit seinem geliebten, verehrten, präch=tigen Jean Paul kaum erwarten. — —

Indessen war der Lehrling schnaufend und athemlos von der Post zurückgekommen. Er hatte den Brief an Frau Buchhändler Herold in Lüneburg besorgt, und sich über Hals und Kopf geeilt, um den merkwürdigen dicken Herrn noch im Geschäfte wiederzufinden.

Wie ärgerte er sich, als er von dem Commis hörte, daß dieser mit dem Principale weggegangen sei, um den berühmten Schriftsteller Jean Paul — eigentlich heiße er Johann Paul Friedrich Richter — der, wie der Commis meinte, viel verrücktes Zeug geschrieben habe, in Leipzig zu bewillkommnen."

„Aber, Herr Jäeses!" — sagte hier der Lehrling — „was ist das für ein Mensch! Ach, wenn das meine Mutter wüßte, daß es im Buchhandel solche Menschen gäbe, die ihren Weibern fortlaufen, ohne zu sagen, wohin!"

„Das ist ja gerade köstlich!" — meinte der Com=mis. — „Ich werde es einmal auch so machen, wenn ich verheirathet bin!"

Der Lehrling schaute seinen Vorgesetzten mit einem

scheuen, dummen Blick von der Seite an, dann sagte er: —

„Ach, gehen Sie! 'S ist nicht Ihr Ernst!"

„Und ist denn der Lüneburger nicht ein unbezahlbares Original?"

„Ich weiß nicht ob er unbezahlbar ist."

„Strohkopf!" — meinte der Commis. — „auf Original liegt der Ton. — Gott! ist der Mann köstlich!"

„Woher kennen Sie ihn denn?"

„Ich conditionirte eine Zeit lang in Lüneburg. Ueber seine Abneigung, Rechnungen zu schreiben, geht nichts."

„Der blutige Geist und die gespenstische Nonne!" — rief hier eine weibliche Stimme in der Bibliothek.

„Sogleich!" — entgegnete der Besorger des Pantherions und eilte auf die Leiter.

In einigen Minuten war er wieder da.

„Nun!" — meinte der Lehrling — „was ist's mit den Rechnungen."

„Gleich!" — sagte der Commis, warf ein Paquet von einem Bücherballen hinunter, setzte sich auf denselben, schlug die Beine übereinander und lachte laut auf.

Fritz lachte mit, obgleich er nicht wußte über was. Er hielt es für schicklich, auf die Stimmung seines Vorgesetzten einzugehen.

„Na, hören Sie!" — rief jetzt der Commis.

„Ich höre!“ — sagte der Lehrling, im Wonnegefühl des Nichtsthuns.

„Herold war von jeher ein abgesagter Feind des Rechnungsschreibens im Laufe des Jahres; er ließ sich oft 10 bis 12 Mal an eine Rechnung erinnern; dauerte es dann einem Kunden zu lange, so daß er selbst zu ihm in den Laden kam, um sie ernstlich zu verlangen, so war er gleich mit der Antwort bereit: „ich werde sie Ihnen bald senden.“ Kam nun die Antwort: ich kann nicht länger warten, so hat er mehr wie einmal . . . was gethan?“

Fritz stand mit offenem Munde.

„Nun, was meinen Sie, Fritz?“

Fritz lächelte dumm, dann sagte er:

„Ich weiß nicht!“

„Das Conto aufgeschlagen hat er!“ — rief der Commis laut lachend — „und das Blatt, auf dem die Bezüge des Fordernden standen, aus dem Hauptbuch gerissen und es dem Kunden mit den Worten hingegeben: „Hier ist Ihre Rechnung!“

Fritz lachte dumm mit, ohne die Sache eigentlich zu fassen.

„Aber das Schönste ist doch die Geschichte mit dem Bologneser!“ — fuhr der Commis fort.

„Schädelhauer, der Räuber in den Ardennen!“ — rief es in der Leihbibliothek.

„Nicht zu Hause!“ — schrie der Commis, ruhig auf dem Ballen sitzen bleibend.

„Na, dann geben Sie: „Der Todtengräber!“

„Auch nicht da!“

„Oder ... „Zwanzig Jahre unter der Erde!“

„Eben ausgegeben!“

„Aber „Rad und Galgen“ haben Sie doch?“

„Kommt heute Mittag zurück.“

„Na, so will ich wiederkommen!“ — sagte die Stimme. — „Aber halten Sie „Rad und Galgen“ für mich zurück.“

„Sehr gern!“ — rief der Commis lachend.

Die Schelle an der Thüre der Leihbibliothek ließ sich hören; der Verlangende war also fortgegangen.

„Aber, Herr Jäeses!“ — sagte hier der Lehrling — „sind denn all' die Bücher ausgegeben?“

„Warum nicht gar!“ — rief der Commis lachend — „die sind alle zu Hause und ruhen in ihren Fächern ... ich mag nur nicht aufstehen.“

Fritz warf einen bewundernden Blick auf seinen großen Vorgesetzten, der den Muth hatte ... die Leute so unverschämt anzulügen.

„Wenn das meine Mutter wüßte, wie ich hier das Lügen lerne!“ — dachte er dabei im Stillen.

„Aber, Fritz, ich wollte Ihnen ja die Geschichte von dem dicken Herold und dem Bologneser erzählen!“ —

fuhr jetzt der Commis gemüthlich fort, legte sich den langen Weg auf den Bücherballen zurück und streckte die beiden Beine auf einen anderen.

„Ach ja!“ — meinte der Lehrling, die Nonchalance des Commis mit ehrfurchtsvoller Scheu anstaunend, — „erzählen Sie.“

„Als Buchhändler Herold“ — hub der Commis an — „vor wenigen Jahren, wie gewöhnlich, hieher zur Messe gekommen, sah er hier einen sehr schönen Hund, ich glaube einen braunen Bologneser, der ihm außerordentlich gefiel. Zu Hause angekommen, schrieb er seinem Commissionair, ihm doch gefälligst einen solchen Hund zu besorgen. Dieser giebt sich auch Mühe, ein recht hübsches Exemplar auftreiben zu lassen, kauft es, und verdingt es unter hohen Fracht- und Futterkosten an den Hamburger Fuhrmann. Unterwegs aber läuft der Hund weg; der Fuhrmann, um seinen hohen Futterkosten nicht zu entgehen, nimmt einen seiner Spitze und bringt ihn mit dem Frachtbrief zu Herold. Dieser besieht sich abwechselnd den Hund und den Frachtbrief, schüttelt zwar den Kopf . . . zahlt indeß; schreibt aber zugleich an den Commissionair: „Den an mich abgesandten braunen Bologneser habe ich richtig erhalten, doch ist seine Farbe nicht braun, sondern weiß; auch nennt man diese Hunde bei uns nicht Bologneser, sondern . . . Fuhrmannsspitze.“

Commis und Lehrling brachen in ein lautes Lachen aus: die Jovialität und Gutmüthigkeit, die aus diesem Vorfall sprach, gewann Herold indeß ihre Herzen.

Jetzt aber ward es lebhafter in dem Geschäfte und beide junge Leute mußten sich an die Arbeit begeben. — — —

Herold und Aries hatten unterdessen die angedeutete Conditorei erreicht, die damals eine der ersten Leipzigs und mit einer vorzüglichen Restauration verbunden war. Hier aber herrschte bereits ein wunderliches Treiben.

An den Seiten standen in dem weiten, für die damalige Zeit elegant eingerichteten Raume, Tische und Sophas, die alle schon dicht besetzt waren. Buchhändler, Literaten, Künstler, renommirte Fremde, auch einige Gelehrte und Professoren bildeten die Gesellschaft: denn alle Welt in Leipzig war begierig, in Jean Paul denjenigen Mann kennen zu lernen, dessen Schriften jetzt ein so großes Aufsehen machten und der sich endlich entschlossen hatte, seinen bisherigen Aufenthalt in dem kleinen unbedeutenden Hof mit jenem in dem weltberühmten Leipzig zu vertauschen.

So kam es, daß die Conditorei, woselbst die Buchhändler den großen Mann begrüßen und mit einem feinen Frühstück ehren wollten, jetzt schon mit Menschen angefüllt war.

Hier lehnte sich einer der Herren Buchhändler an

eine Säule, schaute, die Hände in den Taschen, gedankenvoll über die Menge, die er weder hörte noch sah, und berechnete im Stillen . . . seinen letzten Verlagsartikel. Dort scherzte einer der jüngeren Herren mit der brünetten Demoiselle, die hinter dem Büffet saß, und auf wahrhaft überraschende Weise mit Unschuld und zarter Verschämtheit coquettirte. Ein Anderer flüsterte der schönen wallachischen Harfenistin, die eben ein schmachtendes Lied vollendet, Liebesklagen in das Ohr. Hinter ihm standen zwei Collegen, die Finger an die Nase gelegt, . . . und lächelten spöttisch, während sie sich aus Neid über den glücklichen Nebenbuhler innerlich fast zu Tode ärgerten.

Hier wurde dem Kunsthändler Pforr der Schotte Macdonalt vorgestellt; dort stand Buchhändler Beygang im Kreise vieler Collegen und hielt eine scherzhafte Auction von Teppichen, die ein spaßhafter Tyroler feil hatte. In jener Ecke hat sich ein junger Literate zu einer anderen Harfenistin gesetzt, und läßt sich — Behufs einer Novelle, die er dann demnächst schreiben wird, — ihre Lebensgeschichte erzählen: Das Mädchen hat Merkwürdiges erfahren. Aus Böhmen, wo sie geboren, wanderte sie mit ihrer Harfe durch Oesterreich, kam bis in die Wallachei, fiel unter eine Räuberbande, wurde von da befreit, gerieth unter eine Seiltänzertruppe, avancirte von da zur Geliebten des Fürsten

der Wallachei, wurde ihm treulos und so von ihm mit einer Pension entlassen, griff wieder zur Harfe und ging fröhlich und wohlgemuth in die weite Welt.“ — Sie ist nicht mehr sehr jung, aber das Gesicht hat einen schönen Schnitt und die Augen ein glühendes Feuer — auch die Gestalt ist schön.

Ein schlanker Blondin — ebenfalls ein angehender Schriftsteller — steht neben an und zieht ein grimmiges Gesicht: entweder aus Eifersucht, da die kleine Böhmin seine Flamme ist, oder über die Erzählung — die er sich selbst dramatisch zu bearbeiten vorgenommen hatte; — oder aber über den glühenden Punsch, der ihm, als er in seiner Leidenschaft zu heftig mit den Lippen an den Rand des Glases fuhr, gewaltig verbrannte.

Hier unterhält sich Herr von Kotzebue — der eben auf seiner Reise nach Wien in Leipzig anwesend ist — mit mehreren Buchhändlern über seinen Aufenthalt in Sibirien.

Weiter ab sitzt der alte würdige Weiße, der berühmte Kunstrichter im einsamen Gespräche mit Professor Hermann, . . . sie sprechen von Göthe und dessen „Benvenuto Cellini,“ den der Dichterfürst jüngst erst für Schiller's Horen geschrieben. Beide sind in ihren Stoff so vertieft, daß sie wohl kaum den Weltuntergang bemerkt haben würden, wenn er jetzt stattfände.

Da ertönt plötzlich, wie sich die Thüre öffnet, ein lautes Halloh! eine Masse Stimmen schreien: „Mac-Merillis!“ und herein segelt eine kleine alte Weibergestalt, seltsam anzuschauen. Sie ist der Hexe von Endor karikirtes Bild.

In ein weites graues Kleid, einen schmutzig weißen Shawl, und eine ditto Haube, ist sie breit und schlotterig eingehüllt; aus den schmutzigen Blonden der Haube ragt blos eine lange Nase hervor, was von dem Gesichte noch sonst zu sehen, giebt ihr die größte Aehnlichkeit mit der Physiognomie eines Rebhuhns.

In einem Handkorbe schleppt sie Bücher und Spielzeug, ein Roulett und andere Verkaufsartikel mit sich.

Feierlich macht sie jetzt den jüngeren Herren, die — heute alle in rosiger Laune — scherzend auf sie zukommen, einen tiefen Knix, während sie zugleich ihre Waaren mit ungeheurer Zungenfertigkeit und der Schnelle und dem Tone einer Klappermühle ausbietet.

Da rufen mit einemmale mehrere Stimmen: „Declamiren, Mac-Merillis, declamiren!“ — und schon hat man ihr einen Stuhl gestellt, auf den sie knieen muß.

In dieser Stellung declamirt denn nun auch Mac-Merillis fürchterlich corrumpirt ein Gedicht Schiller's — dann: „O Liebe, du mächtige Göttin der Welt!“ als Abschreckungsmittel für Alle, die noch an Liebe glauben und auf diese süße Göttin hoffen; endlich beweist sie

aus Bürger's „Abt und Kaiser," daß Christus für dreißig Reichsgulden verschachert worden ist, — bis ihr der Angstschweiß in großen Tropfen über die Stirne rinnt. — Man regalirt sie mit einem großen Glas Aracpunsch und sie muß: „Blühe liebes Veilchen!" singen. Es klingt, als ob zwanzig Mäuse einen Brautreigen tanzten und zwanzig Andere schnurrend, quikend und fistulirend dazu musicirten.

Endlich ruft Einer der jungen, lustigen Männer sogar: „Mac-Merillis! tanzen!"

„Tanzen!" schreien die Andern — man bildet eine Gasse; die Harfenmädchen schneiden Gesichter, weil ihnen die Aufmerksamkeit entzogen wird, spielen aber doch eine Polonaise; der Blondin tritt mit Anstand hervor und beginnt mit Mac-Merillis den Reigen und sie humpelt auf und ab, mit einer Hand die Gewänder zierlich schürzend, in ihren Männerstiefeln und gleicht da in den seltsamen Sprügen, Drehungen, Rutschen und Wackeln bald einer Riesenfledermaus, welche man in Gewänder gesteckt hat und die nun zum ersten Male aufrecht zu gehen versucht; bald wieder einer Schildkröte, die sich in einer Morgenpromenade versucht, endlich einem Kater, welcher an der Kolik leidet.

Das Gelächter während ihres Tanzes aber ist ein donnerndes; die Meisten halten sich den Bauch; die Uebrigen würden es auch thun ... wenn sie einen hätten.

Mac-Merillis hat indeß geendigt; sie nimmt ihr Roulett, das sie als Teller gebraucht, geht rings im Kreise herum und sammelt die reichlich fließende Gaben. Hierauf macht sie Jedem einen zierlichen Knix, wünscht einen: „Guten Tag!“ und segelt mit ihrem Korbe hinaus. — *)

Allgemeine Heiterkeit hat sich der Gesellschaft bemächtigt, und als jetzt noch — ganz unerwartet und wie aus dem Himmel gefallen — Herold, das „Original aus Lüneburg“ an Aries' Seite eintrat, stieg die Lust und der Jubel auf den höchsten Grad.

Auch Beygang eilte dem kleinen dicken, aber allgemein beliebten Herold, wie viele der Anwesenden mit ausgestreckten Händen entgegen und hieß ihn in Leipzig willkommen, — namentlich bei dem heutigen Feste, wo es so lustig wie in der Messe hergehe.

Neue Nahrung aber erhielt die allgemeine Heiterkeit natürlich noch, als man erfuhr: Herold sei wieder, wie gewöhnlich, ohne Wissen der Frau und des Geschäftes durchgebrannt.

„Aber was wird es denn geben, wenn Du nach Hause kommst?“ — frug lachend Beygang.

„Was es geben wird?“ — meinte Herold mit lä-

---

*) „Der Buchhandel.“ Bausteine zu einer späteren Geschichte des Buchhandels.

chelnder Gemüthlichkeit — „Gardinenpredigten wird es geben, trotzdem, daß meine Alte die Flausen gewöhnt ist.“

„Und die fürchtest Du nicht?“

„Ich bin Philosoph!“ — sagte Herold mit köstlichem Humor. — „Wenn mir meine Frau Gardinenpredigten hält, so kümmere ich mich wenig um den Inhalt; während sie spricht, übersetze ich mir, was sie sagt, in Gedanken in's Französische, was mir eine angenehme Beschäftigung gewährt. Macht sie es etwas zu arg, so greife ich zum Lateinischen, denn die Uebertragung in diese Sprache macht mir größere Schwierigkeiten, da ich ihrer mehr entwöhnt bin.“

Ein lautes Gelächter schallte durch den weiten Raum.

„Es ist ein köstlicher Mensch!“ — sagte dabei Beygang zu Magister Klodius, der neben ihm stand — „und trotz seiner tollen Originalitäten ein wirklich kindliches Gemüth.“

„Das scheint er mir in der That!“ — entgegnete der Magister.

„Wissen Sie, was ihm voriges Jahr in Lüneburg passirte?“

„Nein! aber ich bin begierig, es zu vernehmen.“

„Nun, so hören Sie. Wo er Kinder sieht, spielt er mit ihnen. Darüber wäre er im verflossenen Jahre

vor Lüneburgs Thoren beinahe von der Polizei arretirt worden."

„Wie so?"

„Er geht, wie gewöhnlich, nach dem Kaffee spazieren. Als er nun vor die Stadt kommt, spielen da — auf einem Rasenplatze — eine Menge netter Kinder. Was thut mein Herold?"

„Nun?"

„Im Nu war die Pfeife auf der Seite, der Rock ausgezogen und der kleine Dicke mitten unter der jubelnden Schaar!"

„Köstlich!"

„Er läßt sich von ihnen als Pferd benutzen, schlägt Purzelbäume und macht alle möglichen Tollheiten, so daß es unter den Kindern einen solchen Halloh giebt, daß die Polizei herbeikommt."

„Nun und?"

„Nun, . . . als sie Herold — der einer der geachtetsten Bürger Lüneburgs und als Original bekannt ist — erblickten, lachten die Herren von der Polizei mit und ließen den Alten und die Kinder gewähren." *)

So ging es fort — auf allen Seiten erzählte man Geschichten von dem kleinen dicken Herrn. Herold war jetzt der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, während

---

*) Thatsache a. a. O.

Aries — als eine bekannte Null — auf der Seite stand und sich, unter halb simpelem Lächeln, die Stirne rieb.

Da schlug es elf Uhr, . . . und . . . wenige Minuten später trat Buchhändler Herrmann, Jean Paul an der Seite, ein.

Es war fast ein feierlicher Moment; denn wenn auch alle Anwesenden den berühmten Dichter mit der vollsten Freudigkeit des Herzens begrüßten, — so war doch die Stimmung sofort umgeschlagen und — da ja fast alle Anwesenden fein gebildete Männer waren — in den, der Sache entsprechenden Ton übergegangen. Ungebundenheit und Ausgelassenheit wichen einem höheren Interesse und einer höheren Freude und mit dem feinen Tact der Welt- und Lebenserfahrung trat man jetzt dem Manne entgegen, dessen Uebersiedlung nach Leipzig den besseren Theil der Einwohner freute und die Stadt ehrte.

Jean Paul war von all' den vielen Ehrenbezeugungen und dem herzlichen Entgegenkommen so vieler Ehrenmänner ganz entzückt und bis zu Thränen gerührt; zumal er der Zeit gedachte, da er als unbekannter Student, mit dem Manuscripte seiner Grönländischen Processe in der Hand, vor so manchem dieser großmächtigen Herren

stand und . . . von ihnen schmählich abgewiesen wurde.

Ausdrücklich frug er auch nach Aries, und als er nun vor diesem stand und sah . . . wie der gute Mann noch immer die arme flache Stirne mit den Fingerspitzen bearbeitete, . . . stahl sich unwillkürlich ein spöttelndes Lächeln auf seine Lippen.

Aries freilich brauchte wohl eine Viertelstunde, bis er sich der Sache erinnern konnte. Als ihm aber nun Richter sagte . . . daß er, Jean Paul, der arme schüchterne Student von damals gewesen sei, der ihm die „Grönländischen Processe" offerirt . . . traf Aries beinahe der Schlag vor Schrecken.

Was hatte er da gethan! . . . Himmel! was hatte er verloren, daß er damals nicht gleich dies Genie an sich gefesselt! Es ward ihm grün und blau vor den Augen! . . . Welche Geschäfte hätte er da machen, . . . was hätte er alles verdienen können! Zahlen tanzten vor seinen Augen! . . . Geldsäcke flogen im Geiste an seiner Seele vorüber . . . und es war ein Glück, daß ihn ein furchtbarer Hustenanfall fast erstickte . . . und er sich nach Hause führen lassen mußte.

Für Jean Paul aber blieb der Tag ein herrlicher: ein Tag der Ehre, — ein Tag des Triumphes, — ein Tag der vollsten, reinsten Freuden!

Das ungemein heitere und köstliche Frühstück — es waren ja Leipziger Buchhändler und Verleger, die es ihm gaben, — dauerte bis gegen Abend. Der Champagner floß in Strömen. Schöne und geistreiche Toaste wechselten mit launigen Vorträgen. Alles ging in Humor, Lust, Heiterkeit und Freundschaft auf.

Jean Paul dünkte es, als schlösse er Freundschaftsbündnisse mit der halben Welt. Seine kindliche ehrliche Seele fand ja in jedem Worte, in jeder Umarmung, in jedem Kuß Wahrheit und ewige Treue: Herrmann, Klodius, Weiße, Kotzebue, Macdonald, Beygang, Pforr, Herold, der Prorektor Erhardt, Dr. Michaelis und seine Söhne traten ihm nahe. Aber die Krone des Tages drückte erst der Abend auf sein Haupt.

Der größte Theil der Gesellschaft führte ihn — der bei seinem früheren Aufenthalte hier, als armer Student, sehnsüchtig an den Gartenconcerten hatte vorbeigehen müssen, — fast wie im Triumphe in das große Abonnementsconcert, welches heute im Gewandhaussaale stattfand.

O du Himmel! . . . eine solche Musik hatte ja Jean Paul noch nie gehört! . . . und nach einem solchen Tage! . . . nach solchen Feststunden bei solchem Festmahle! Ehre, Freude, Freundschaft, Wein, Musik! . . . waren das Rosenketten!! „Pauken, ein

pergamentener Donner — Orgel — Sängerinnen! Ihm war, als ob er das erstemal in seinem Leben Musik höre."

„Wie dem Adam die Thiere, wurden dort ihm Leute präsentirt — — aber blos, weil er . . . jetzt einen Namen hatte!"

Selbst ein Mensch ohne Hut, mit struppigem Haar, aphoristischer Stimme und Rede, frei und sonderbar an Wesen und Geberden, kam zu ihm. Es war Thieriot ein Violinist und Philologe. Sein zweites Wort war: er bitte ihn: das Logis, welches er bezogen, zu verlassen, weil er — Thieriot — mit dem großen Jean Paul unter einem Dache wohnen und öfter wiederkommen wolle.

„Er scheint ein Sonderling zu sein!" — sagte Jean Paul, als der Mensch weg war, zu Herrmann und Beygang — „weil er mich für einen hält!"

Für was aber hielt sich Jean Paul selbst, als er nun — wie in einem Rausche der Seligkeit — von den Freunden begleitet, nach Hause ging?

Er hielt sich nicht nur für den glücklichsten Menschen auf der Welt . . . sondern . . . er war es auch!

Weimar selbst, mit all' seinem Glanz, schien erblassen zu wollen. Licht und glänzend lag die Zukunft vor ihm.

Himmel! was konnte aus seinem „Titan“ unter diesen Umständen, — bei diesem geistig und materiell erregten Leben, — bei all' diesen Bekanntschaften und Verbindungen, — bei all' den hier zu machenden Lebenserfahrungen werden!

O er war selig! selig! und unter den wehmüthigen Erinnerungen an das trübe Sonst, und dem Aufjauchzen seiner Seele über das sonnige Jetzt . . . schlief der Glückliche . . . sanft und von Wonne berauscht ein.

Ideal und Wirklichkeit.

So hatte sich also Jean Paul jetzt in Leipzig niedergelassen.

Durch den Tod seiner Mutter war ja seiner Zeit der einzige Faden gerissen, der ihn noch an Hof kettete. Wurde doch schon in den letzten Jahren die Unruhe seiner Seele immer größer und mächtiger: Bald zog es ihn hinaus in die Welt, wohin ihn so viele glänzende Gestalten und die Gewißheit — einen weiteren Gesichtskreis, reicheren Gedankenstoff und neue Anhaltspunkte für sein geistiges Schaffen zu finden — unwiderstehlich lockten; bald wieder fesselte ihn die Gewohnheit an die Scholle seines heimathlichen Jugendlandes, das nun schon durch das allzulange Verweilen auf derselben — bereits zu tief mit allen Fibern seines Wesen verwachsens war. Von der einen Seite sich sehnend, seinem „Titan“ eine reichere und glänzendere Wiege zu suchen, hatte er es doch wieder zu Zeiten auch für

möglich gehalten, denselben in seinem stillen und verborgenen Aufenthalte zu Hof schreiben zu können.

Daher auch sein öfteres Ansetzen bei dieser neuen Schöpfung, die ihm als seine bedeutendste vorschwebte. Freilich machten sich zugleich bei den verschiedenen Anfangsversuchen des „Titan's" auch die verschiedenen Situationen geltend, in welche ihn das Leben zu Frau von Kalb brachte; bis das scheinbare Zerreißen des idealen Freundschaftsbundes mit dieser gewaltigen Frau und das Anschauen ihres Charakters in einem ganz neuen Lichte . . . einen neuen Plan und ein momentanes Niederlegen der Feder hervorrief.

Indeß beide — Jean Paul sowohl, als Charlotte von Kalb — waren sich bereits zu herzlich und innig nahe getreten, um eine wirkliche und vollständige Trennung auf die Dauer ertragen zu können. Es war in der That eine tiefwurzelnde Freundschaft — auf gegenseitige hohe und innige Verehrung basirt — die zwischen beiden erwachsen war; und Frau von Kalb sah bald ein, daß sie ihr heftiges Temperament zu einem Fehlgriffe verleitet hatte, wenn sie bei sich Freundschaft für Liebe genommen. Im Ganzen war es denn doch eigentlich nur der Gedanke gewesen: den so hoch und innig verehrten Gegenstand ausschließlich zu besitzen, der sie irre geführt.

So legten sich denn Aufregung, Zorn und Eifer-

sucht auch bald; — die vermeintliche Leidenschaft wich der ruhig prüfenden Vernunft, und . . . es trat wieder das ursprüngliche ideale Freundschaftsverhältniß zwischen beiden schönen Seelen in seine Rechte.

Ein licht- und geistvoller Briefwechsel verknüpfte sie jetzt, und in einem solchen war Jean Paul denn auch mit Frau von Krüdener geblieben.

Immerhin hatte ihm das Zusammentreffen dieser beiden kometenartigen Erscheinungen in Hof den Aufenthalt hier fast ängstlich gemacht. Es war ihm, als könne hier ein ähnlicher Zusammenstoß noch einmal — und dann sicher in unseliger Weise — stattfinden.

Vielleicht hätte indeß Jean Paul, trotz alledem, eine noch längere Zeit über dem Hin- und Herschwanken in seinen Entschlüssen verloren, hätten nicht die Höfer und seine eigenen Freunde dafür gesorgt, ihm den längeren Aufenthalt dort . . . gänzlich unmöglich zu machen.

Es konnte sich ja wahrlich auch nur ein so edles und kindliches Gemüth, wie Jean Paul, in der träumerischen und täuschenden Hoffnung wiegen, daß die Leute in seiner zweiten Vater- und Jugendstadt, die ihn emporwachsen gesehen, als Jüngling verspottet und in seinen reiferen Jahren als einen hervorragenden Menschen mit Neid gehaßt, . . . sich je würden entschließen können, irgend einem Impuls von außen nachzugeben und sich zu bestreben, ihr Benehmen gegen ihn irgendwie der

Verehrung und Achtung Fremder anzupassen. Der Abstand zwischen diesen Verhältnissen war mit jedem Tage drückender geworden; ja man wollte ihn selbst zu anspruchsvoll und vom Ruhm und von den Auszeichnungen der Großen angegriffen finden, wenn er über eine der vielen Rücksichtslosigkeiten der Hofer empfindlich wurde. Sogar das Verhältniß mit Otto erforderte eine Entfernung, da dessen Eifersucht überall sich zurückgesetzt fühlte, und der Freund — da es dem Dichter unmöglich wurde, bei dem immer größeren Reichthum von Erlebnissen und Bekanntschaften ihm Alles noch so ausführlich mitzutheilen, als früher — aus Stolz dieselben sich vorenthaltend glaubte. Es war somit die allerhöchste Zeit, daß Richter ging, wenn der „Titan" und sein ganzes spätere, mächtig in die Gegenwart eingreifende Wirken noch gerettet werden sollte. —

Den letzten Ausschlag gab indeß freilich noch etwas anderes.

Emilie von Berlepsch — dies reizende, liebenswürdige, hinreißende Geschöpf — winkte Jean Paul wie eine holde Zauberin zu sich heran!

Sie besaß nämlich bei Altenburg ein Gut; war aber entschlossen, für die nächste Zeit Leipzig als ihren Aufenthalt zu wählen, und so bestürmte sie denn nun Jean Paul in ihren Briefen zu der gleichen Wahl.

Da traten denn dem Dichter nicht nur die unvergeßlichen Tage von Eger vor die Seele, — es erwachten in ihm nicht nur die alten Jünglingsträume von Leipzig, — er fühlte sich auch in der That wie von einer unbegreiflichen Zaubermacht zu Emilien hingezogen. Die kleine reizende, neckische Berlepsch hatte es ihm angethan. Sein durch der Mutter Tod so ganz verödetes Herz bedurfte der Erwärmung, bedurfte einer neuen, hohen, edlen Liebe!

Er mußte aus diesem engen Stübchen, wo ihn alles an die Mutter und seine und ihre jahrelangen Leiden erinnerte!

Er mußte von Hof weg, dessen dicke, schwerfällige, kleinstädtische Atmosphäre ihn erdrückte!

Er mußte endlich hinaus in die weite, große bewegte Welt!

Er mußte an ein Herz flüchten, das das seine verstand — — — und ihm an Liebe wiedergab, was ihm das Schicksal durch den Tod der Mutter geraubt.

So schied er denn, nach einem schweren Abschiede von allen ihm so lieben Plätzen der unvergeßlichen Heimath, am 29. October 1797 von Hof.

Es war ein schwerer Tag — und die trübste Stunde in ihm . . . die Trennung von seinem Otto!

Aber auch diese mußte ja überwunden werden, und

so führte ihn der Wagen mit seinen Titanenentwürfen für immer aus den Thoren von Hof und — wie er damals glaubte — auch für immer aus dem Lande seiner Jugend. Es begleitete ihn dabei sein jüngster Bruder Samuel, welcher in Leipzig unter seiner Aufsicht studiren sollte.

In Leipzig empfing man ihn mit Jubel! . . . und das Jetzt trat hellleuchtend gegen das Sonst hervor.

Aber gedachte denn auch Jean Paul daran: daß bei den meisten Menschen der Enthusiasmus, der sie plötzlich erfaßt, wenn ihnen etwas Großes, Edles und Ausgezeichnetes entgegentritt, nur flüchtiges Flackerfeuer ist, das jetzt himmelhoch aufschlägt und im nächsten Augenblicke schon wieder in sich selbst zusammensinkt? In der Alltäglichkeit glimmt dann der Götterfunken matt und traurig in dem Aschenhäufchen der Erinnerung fort. Dachte Jean Paul hieran? oder ließ er sich in seiner Kindlichkeit, Unerfahrenheit und Herzensgüte von dem ersten Empfange blenden und täuschen?

Ach! er nahm ja für wahre, redliche Begeisterung, was bei den Meisten nur . . . Neugierde und momentane Erregung war.

Auch mit den anderen Dingen ging es so.

Anfangs bot sich ihm freilich ein Contrast dar, welcher ihm äußerst wohlthat.

Wenn er früher mit Schmerz unbemerkt aus den

Ferien durch das Petersthor hereinkam und sehnsüchtig in die Häuser und in das Menschengetümmel hineinschaute: so drängte sich ihm diesmal Alles entgegen, und alle Leipziger empfingen ihn, „als sei er wieder in Weimar.“ Man führte ihn wieder in die Petersstraße, aber in ein Logie mit hohen Zimmern, weiten Fenstern und prunkenden Oefen und mit einem neuen Amöblement, „unter welchem die Kommode besser war, als alles, was er hineinlegte.“ Statt daß er früher mit scheuem Tritt zum borgenden und scheltenden Wirthe in „den drei Rosen“ ging, liefen jetzt Buchhändler umher, um für ihn den besten Speisewirth ausfindig zu machen, der ihm die Gerichte in's Haus schicke. Während er früher sehnsüchtig an den Gartenconcerten hatte vorbeigehen müssen, ward er jetzt feierlich in das große Abonnementsconcert des Gewandhaussaales eingeführt.

Wenn ihn früher Männer, wie Weiße, kalt von sich zurückgewiesen, mußte es ihn jetzt entzücken, wenn dieser bedeutende Kunstrichter für ihn und seine Werke mit aufrichtiger Anerkennung und Bewunderung glühte.

So schrieb denn auch Jean Paul in seinem Entzücken an seinen alten treuen Freund Otto:

„Weiße, der zweimal bei mir war, liebt mich und meine Bücher über mein Erwarten. Es ist ein himmlischer Anblick, mit einer zweiundsiebenzigjährigen Gestalt nur eine Dankadresse für das vorige Leben und

ein Billetdoux an die ganze Menschheit zu sehen. Ich habe einmal bei ihm soupiren müssen. Ein Leipziger Souper ist stets ein Gastmahl. Weißen's Tochter ist sehr schön und sehr gebildet; sein Tisch, seine Bibliothek, im Sommer sein Landgut, Alles steht mir offen. — Ich war bei Platner, bin in einer Familie, wo eine vollendet gebildete Frau und zwei ungewöhnlich schöne Töchter sind, wo ich den Professor Herrmann, Mag. Klodius, Platner's Tochter und viele ausgezeichnete junge Leute finde." —

„Kotzebue hat mich besucht und zu seiner Frau und Essen eingeladen. Wider meine Erwartung ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen, wie sein Auge; auf der anderen Seite scheint er weniger boshaft zu sein, als fürchterlich schwach; das Gewissen findet in seinem Breiherzen keinen massiven Grund, um einzuhaken. — Eben unterbrach mich Kotzebue, um mich auf morgen zu Frege zu laden. — Um 4 Uhr gehe ich mit einigen Mädchen (Dlls. Feind) zu einer Mad. Hähnel, und Abend's zum Souper bei Weiße, den ich und der mich immer herzlicher liebt." —

„Es übersteigt meine Federkraft, dir ein raisonniren-des Verzeichniß meiner übrigen Bekanntschaften zu geben. Eher die feinen, nicht überfüllten, etwas kostbaren und leckerhaften Soupées möcht ich dir malen. Erspart wird dabei nichts, denn man muß dem Be-

dienten Trankſteuer geben. Bei Kummer leuchtete uns die Magd bei hellem Tage hinab, damit man in den Opferſtock (der Leuchter iſt's gewöhnlich) einlege. Größere Spitzbuben, als das hieſige gemeine Volk, giebt es, den Galgen ausgenommen, nirgend." —

„Es iſt ſeit lange" — ſchrieb er ſpäter — „daß ich eine geräucherte Wurſt kochen laſſen, um Abends, wenn ich einmal zu Hauſe ſoupirte, etwas zu haben. Noch liegt von der Wurſt das volle Endchen und der Bindfaden auf dem Lager — nun ſchließe! — Neulich bei einem Geburtstage, der für fünfzig Mann ein Trink- und Tanztag war, lernt ich Kütner, einen feinen, gelehrten Mann, und — England kennen. Wahrlich! ich hatte in Hof Recht: Nichts iſt darin ſchlecht, als der Miniſter! — Einen edlen Schotten, Macdonald, berühmt in der Geſchichte und im Oſſian, ſah' ich an fremden Eßtiſchen und an ſeinem, und fand an ihm den Zwillingsgeiſt von Blair." —

Aber . . . nur zu bald mußte Jean Paul bemerken, daß alles dies theils zu ſpät für ihn kam, theils auf einem flüchtigen Rauſche beruhte. Geſchäftsmänner, wie Leipzigs Buchhändler, werden in dem ewig bewegten, ſich ewig neu ergänzenden Strome der Zeit und der Geſchäfte fortwährend von ſo viel Neuem berührt, daß ſie unmöglich an dem Einzelnen feſthalten können. Heute tritt ihnen dieſe, morgen jene bedeutende

Persönlichkeit entgegen, und so will es unendlich viel heißen, wenn sie — mitten in dem Strudel der eigenen Unternehmungen und Geschäfte — dem Einzelnen nur einigermaßen eine vorübergehende Theilnahme und Aufmerksamkeit zuwenden können. Nur Autor und Verleger stehen in einem festeren, und leider auch hier selten . . . in einem innigeren Einvernehmen.

Aber auch zu spät kamen die jetzigen freundlichen Eindrücke für ihn! O Himmel! Wie hätte ihn als Student und angehender Autor die kleinste Freundlichkeit beglückt und gehoben! Wie würde ihm der so unaussprechlich ersehnte Umgang mit bedeutenden Männern so nützlich gewesen sein! Welche Begeisterung hätte er aus ihrer Anerkennung gesogen!

Jetzt konnte ihn dies alles erwärmen, erfreuen, momentan selig stimmen; . . . aber . . . es kam in seiner tieferen Bedeutung und Wirkung doch zu spät!

Zu glänzend waren die Träume und Erwartungen vom Leben durch die, so lange in der Einsamkeit ideell an denselben schaffende Einbildungskraft geworden; zu sehr hatte sich die Phantasie, welche die Verhältnisse und Vorgänge außer uns verklärt und die wir nur in der Jugend besitzen, bereits in der poetischen Wiedergeburt der dürftigen heimischen Umgebungen erschöpft und ausgehöhlt; zu viele ideale Gestalten, Verhältnisse und Gegenden für den Titan, zu große Pläne

lebten in seiner Seele: als daß ihm nicht alles das, was ihm Leipzig bieten konnte, jetzt zu leer und zu nichtig erschienen wäre. Zumal traten, sobald die ersten Zeichen der Liebe und des Enthusiasmus der kühleren Theilnahme der Gewohnheit Platz gemacht hatten, die so hoch gestiegenen Ansprüche an Menschen vor seine Seele, die bei keinem seiner dasigen Bekannten durch angenehme und schöne Erinnerungen gemildert wurden. Er entdeckte an Platner eine ihm äußerst unangenehme Eitelkeit; bei aller Freundschaft und Liebe für unsern Dichter vermochte Weiße, dieser Veteran aus der ältesten Zeit, so wenig wie er denselben früher erkannt, jetzt in alle seine Ideen einzugehen. Einem Geiste wie dem Jean Paul's, war jetzt die Art des kaufmännischen Kunstsinnes und Kunstluxus, wie sie in einer solchen Stadt gefunden werden, leer und unangenehm, und das Mäcenartige Verhältniß, welches der Kaufmannsstolz gegen Gelehrte und Künstler ohne Titel und Rang aufrecht zu erhalten sich befleißigt, wurde einem Dichter sehr bald empfindlich, der bereits von den allerhöchsten Ständen, und namentlich von den sonst so rangstolzen Frauen in denselben, sich nicht nur ihnen gleich gestellt gesehen hatte, sondern sogar mühsam aufgesucht und als ein Höherer verehrt worden war. Jean Paul mußte ja die Erfahrung machen, welche auch die neueste Zeit auf das Empfindlichste gelehrt hat: daß dem de-

mocratisch und republicanisch Gesinntesten die Anmaßung bürgerlichen Geldstolzes im öffentlichen, wie besonders im gesellschaftlichen Leben unendlich viel unerträglicher ist, als die Ansprüche der Adelsaristokratie, welche, vermöge einer höheren Bildung sowohl, als ihrer feineren Ehr- und Ruhmsucht, bei weitem mehr vor einem Talent und Genius sich beugt, als der bürgerliche Geldstolz; ja die im Gegentheile gern ausschließlich die Anerkennung, das Verständniß desselben und den Verkehr mit ihm als ein Privilegium in Anspruch nimmt. Aus allen diesen Gründen würde sich Jean Paul wohl sehr bald nach Hof und der lieben unvergeßlichen Heimath zurückgesehnt haben, wenn ihm nicht endlich in Emilie von Berlepsch sein Lebensstern wieder aufgegangen wäre.

Bis dahin war nämlich Frau von Berlepsch ohne ihr Verschulden und zu ihrer eigenen Verzweiflung — denn die kleine reizende Wittwe war, wenn ihr etwas nicht nach dem Kopfe ging, sogleich mit völliger Verzweiflung bei der Hand — auf ihrem Gute bei Altenburg zurückgehalten worden. Wichtige Familienangelegenheiten bannten sie fest; aber dieser Bann war ihr — dem verwöhnten eigenwilligen Kinde — so entsetzlich, daß diejenige, die sonst und bei rosenfarbener Laune ein wahrer Engel, ein entzückendes, hinreißendes, bezauberndes Wesen sein konnte, wie ein kleiner Satan

auf dem Gute hin und herfuhr, alles unter einander=warf, ja alle Welt dermaßen quälte, ärgerte und chica=nirte, daß die Bewohner des Gutes und der Umgegend Gott dankten, als sie endlich nach Leipzig abreiste.

Und doch mußten ihr Alle wieder gut sein, als sie im letzten Momente und der Freude über die Abreise wieder die Freundlichkeit, die Liebe und die Güte selbst war. Sie dachte ja jetzt an keinen Aerger, an keinen Verdruß, an kein Mißverstehen mehr. Sie hatte in ihrem inneren Jubel und der frohen Hoff=nung, in wenigen Tagen den Freund zu sehen, ihren wochenlangen Unmuth so ganz und gar vergessen, als sei er gar nicht vorhanden gewesen. Mit wem sie gestern noch furchtbar gezankt, den hätte sie heute umarmen können. Alle ihre Untergebenen über=schüttete sie mit Geschenken und verließ ihr Gut mit der festesten Ueberzeugung, daß sie all' die Zeit her die Liebe und Güte selbst gewesen sei.

Aber welcher Sturm des Ungestüms, der ausge=lassensten Freude, als sie nun in Leipzig angekommen — des Freundes wieder habhaft war.

Für Jean Paul selbst ging mit diesem Momente ein neues Leben an. Es schien, als ob die ewig lächelnde Göttin des Frühlings für ihn eingezogen sei und ihr zauberhaftes Füllhorn voll Blumen und Blü=

then, voll Duft und Farben, voll Wonne und Seligkeit über ihn ausgegossen.

War denn dieses reizende Wesen nicht wirklich eine Zauberin?

Dem Leipziger Leben, das ihm bereits anfing schaal zu werden, wußte Emilie von Berlepsch auf der Stelle und wie durch ein Wunder neue Farben, neuen Reiz, neue Bedeutung zu geben. Wo sie sich zeigte, erschienen die Menschen wie umgewandelt: lauter Heiterkeit, Scherz und Freude! So gewaltig wirkte ihr phosphoreszirendes Wesen, dessen Reflex wieder Lust und Scherz war. Riß doch Emilie alles mit sich hin zu Witz und Geist, zum Lachen und zu Tollheiten; . . . die ernstesten Männer selbst zu Kindereien. Wie in dem sinnigen Mährchen die holde Melusine, wenn sie mit ihrem Füßchen auf die Erde stampfte, die prächtigsten Blumen hervorrief, so schien Emilie von Berlepsch mit dem Winken ihrer zierlichen Hand Lustbarkeiten, Ueberraschungen und Vergnügungen aller Art hervorzuzaubern, mit welchen sie ihren Freund überschüttete. Ihre zarten Aufmerksamkeiten waren endlos und alles was sie that, anordnete und hervorrief athmete dabei einen hohen edlen Geist.

Und doch war das geistige Wesen, daß von ihr ausging, wieder ein ganz anderes, als jenes, welches

Jean Paul in Charlotten von Kalb und Frau von Krüdener so überrascht, so geblendet, so gehoben und entzückt hatte.

Charlotte von Kalb, die Titanide, — stand mit all' der Leidenschaftlichkeit ihres starken und hohen Geistes, mit der Vollkraft des Lebens, mit dem Ernst und der Energie einer klar und festwollenden Seele, mit den zerschmetternden Blitzen einer Willensmacht, die entzücken, aber auch vernichten konnte, mit dem magischen Heiligenscheine einer edlen Schwärmerin da. Auch Frau von Krüdener war dies; und hauptsächlich in dieser Schwärmerei — die bei der Krüdener noch reiner, intensiver und abenteuerlicher auftrat — lag der Zauber, den beide Frauen auf Jean Paul, der ja selbst ein so edler Schwärmer war, ausübten. In Emilie von Berlepsch aber trat diesem nun eine ganz neue, ihm bis dahin völlig fremdartige Erscheinung aus der Frauenwelt entgegen. Auch hier war Schärfe des Geistes, hohe Reinheit der Seele, ein edles nur von dem Schönen und Guten berührtes Herz vorhanden; . . . aber dies alles trat nicht in der Form des Ernstes und der Erhabenheit auf . . . sondern in der . . . heiterer, unbefangener, naiver Kindlichkeit. Hier war ein unbegreiflich gewinnender Lebenssinn. Alle weiblichen Tugenden aber entwickelten sich unter dem Schutze dieses Lebenssinnes voller und kräftiger und er-

langen durch ihn neue Reize. Durch ihn werden die Frauen — wie Ehrenberg sehr schön sagt — die holden Genien unseres Lebens, die freundlichen Gefährtinnen auf unserer oft öden Wallfahrt. Charlotte von Kalb und Frau von Krüdener hatten immerhin — schon durch ihr festes, entschiedenes, selbst öffentliches Auftreten — etwas Männliches; . . . Emilie von Berlepsch war gerade im Gegentheile auf entzückende Weise ganz Weib, . . . eine ganz naiv-mädchenhafte kindliche Natur.

Selbst ihre kleinen Launen — und von diesen hatte denn doch Jean Paul in Eger schon hie und da etwas zu leiden gehabt — selbst ihre kleinen Launen machten die Erscheinung der reizenden jungen Wittwe piquant. Ihr Hauptzauber lag aber in ihrem ganzen, so unendlich liebenswürdigen Wesen, das geradezu Jedermann fesselte und ihr unbedingt unterwarf.

Emilie von Berlepsch war noch keine acht Tage in Leipzig, als sich schon ein großer Kreis von Herren und Damen um sie gebildet hatte, über den sie unumschränkt wie eine Königin herrschte; obgleich viele der Betheiligten älter als sie waren und sich sehr hochgestellte und gelehrte Persönlichkeiten darunter befanden. Sie disponirte, als kleine liebenswürdige Tyrannin, in jeder Beziehung und über Alles und Alle . . . aber sie überstrahlte und entzückte auch Alles und

Alle! Und immer war dabei Jean Paul ihr viel beneidetes Schooßkind.

Aber . . . wer kennt denn das Mährchen von der schönen Melusine nicht?

Melusine war, nach der alten sinnigen Volkssage, die Tochter eines Königs von Albanien und einer Fee. Zum Entzücken reizend, vermählte sie sich mit einem edlen Ritter aus dem Hause Lusignan, und brachte ihm als Mitgift jedes Glück im vollen Maße zu, welches die damalige Zeit sich nur denken konnte. Dafür aber mußte der Ritter geloben, sie einen Tag in jeder Woche nicht zu sehen; diesen einen Tag nämlich mußte sie, einem uralten Zauber zufolge, stets in der Gestalt eines Ungeheuers — halb Fisch halb Weib — zubringen. Sie verbot daher dem Gemahle, an diesem Tage in ihre innersten Gemächer zu kommen. Als aber das Schicksal es wollte, daß sie der Ritter doch einmal hier und in dieser Ungestalt traf . . . war das Glück der Beiden zerronnen. Melusine verließ Lusignan zürnend und trauernd und eine ewige Kluft lagerte sich zwischen Beide.

Wie viele Melusinen aber giebt es auf der Welt, . . . die ihre Tage der Launen haben, und . . . von diesen . . . traurig umgestaltet werden.

Jean Paul sagte schon einmal in Eger:

„Die üble Laune ist ein giftiges Insekt, das seine Eier in die Puppen unserer schönsten Freuden legt. Wenn dann der Schmetterling der heiteren Stunde die harte Hülle abwerfen soll, so ist nichts darin, . . . als eine häßliche Schmeißfliege!“ — — — — —

Unter den Lustbarkeiten und Vergnügungen, welche Frau von Berlepsch in ihrem Kreise angeordnet, war auch die Aufführung eines kleinen allerliebsten und sehr geistreichen Lustspieles, das einer ihrer Freunde eigens zu diesem Zwecke geschrieben hatte. Die Rollen sollten in der Gesellschaft vertheilt werden, wobei — wie ganz natürlich — die Hauptrolle Emilien zufiel. Die kleine Berlepsch war ganz glücklich darüber und Jean Paul erklärte sich völlig einverstanden. Als aber Emilie ihm zumuthete, eine Rolle darin zu übernehmen, wieß er dies Ansinnen — seiner Natur so ganz fremd — mit Entschiedenheit zurück.

Die kleine reizende Wittwe bat, flehte . . . Jean Paul blieb fest: theaterspielen war ihm eine Unmöglichkeit. Emilie setzte sich neben ihn, strich ihm die Wangen, liebkoste ihn, . . . schaute ihn mit ihrem weichen, rosigen, von Anmuth übergossenen Gesichtchen und ihren in feuchtem Glanze schwimmenden, fast unwiderstehlichen Augen an, daß es einen Stein hätte erweichen können. . . . Jean Paul blieb fest. Thränen traten in ihre Augen . . . Jean Paul, der

sonst keine Frauenthränen sehen konnte, ohne sanft zu zerfließen — . . . blieb fest!

Aber das war für ein verwöhntes Kind zu viel. Es gab eine Scene der Leidenschaftlichkeit, Vorwürfe, harte Worte . . . und Beide trennten sich schmollend.

Jean Paul verließ das angebetete Wesen in Verzweiflung. Die ganze Nacht machte er sich Vorwürfe, — obgleich er wußte, daß es ihm völlig unmöglich sein werde, Emilien jemals in diesem Verlangen zu genügen.

Den andern Morgen war es ihm, als ob der Himmel wie Blei auf ihm laste. Er konnte keinen Mißklang zwischen sich und geliebten Herzen ertragen. Fort trieb es ihn, fort! zu Emilien, wo möglich . . . eine Versöhnung zu versuchen.

Aber Himmel! . . . wie staunte er . . . wie stand er verwirrt . . . als ihm die kleine, reizende Berlepsch ganz entzückt entgegensprang und alles gestern Geschehene vergessen zu haben schien.

Ein Anderer hatte die Rolle übernommen, . . . das Stück ward einstudirt, . . . ihrem Köpfchen war genügt, . . . sie dachte nicht mehr an die harten, kränkenden Worte, die mit schmerzlichen Wiederhaken in des Freundes so unendlich zartfühlender Seele saßen.

Aber auch er mußte ihr — er mochte wollen oder nicht — wieder gut werden; . . . sie war ja gerade heute so unaussprechlich lieb, so seelenvoll heiter, so frisch, so

jugendlich übermüthig . . . ein reizender Maitag mit Himmelbläue, Sonnengluth und Maiblümchen! Und diese, bis in die tiefste Seele süß und bezaubernd eingreifende Stimme! . . . und diese funkelnden Aeuglein! . . .

„Ich bin ein Narr!“ — sagte Jean Paul, mit einem wunderhübschen Lächeln um die Mundwinkel . . . und küßte Emilien von Berlepsch versöhnt die Hand! — — — Sie war und blieb sein zauberhaftes angebetetes Ideal!

Aber noch sollten ernstere Stürme kommen!

Immer tiefer und tiefer hatte sich Jean Paul in den „Titan“ hineingearbeitet und diese Arbeit fesselte ihn oft so sehr, daß er alles Andere, selbst seine Besuche bei der reizenden Wittwe . . . zwar nicht vergaß . . . aber doch etwas aussetzte.

Als er nach einigen Tagen wieder hinging, fand er sie in einem Zustande der Aufregung, wie er sie noch nie gesehen. Sie hatte sich in ihr Boudoir zurückgezogen. Niemand außer ihm durfte vorgelassen werden. Die Vorhänge waren niedergelassen, da sie nichts, gar nichts von der Welt sehen und wissen wollte! Dämmerung lag über dem kleinen, wunderlieblich eingerichteten, unendlich heimlichen Zimmer, das sonst wohl einem Taubennestchen verglichen werden konnte. Jetzt freilich hatte sich die sanfte, girrende

Taube, in einen Adler verwandelt, der wild und unbändig mit den Flügeln der Laune um sich schlug und mit Schnabel und Fängen hackte ... wohin er kam.

Das Kammermädchen hatte erst vor wenigen Minuten weinend und mit glühenden Wangen seine außer sich gerathene Herrin verlassen.

Jetzt ... lag die kleine Wittwe, zwischen Zorn und Verzweiflung kämpfend, auf dem Sopha, das schöne Haupt in Thränen gebadet, die Haare aufgelöst, das Negligé — sie hatte es in ihrem Schmerze verschmäht, Toilette zu machen, — nur leicht übergeworfen.

In der Ecke des Zimmers lagen die Scherben eines kleinen Frühstück-Services, welches ihr der Dichter jüngst als Geschenk dargebracht. Sie hatte es im Zorne über seine Treulosigkeit zerschlagen und sich dann selbst wieder über diese Thorheit so furchtbar geärgert, daß sie in weinende Krämpfe gefallen war.

Jetzt, da Richter vor ihr stand, wechselten unter Thränenfluthen und Zornblicken die Klagen über ihr unseliges Geschick, die Klagen: ihr ganzes Sein und Leben und Wesen an einen Mann ohne Herz hingegeben zu haben; ... die Vorwürfe der Treulosigkeit, der Undankbarkeit, des Verrathes!

Jean Paul, der sich eine solche Scene auch nicht im entferntesten erwartet hatte, und — sein Manuscript unter dem Arm — in der glücklichsten Stimmung von

der Welt gekommen war, um seinem Ideal, seiner vergötterten Emilie das, was er Neues geschaffen, mit der Wärme und Begeisterung des Dichters vorzulesen — — — Jean Paul stand wie vernichtet, wie versteint. Schwer hielt es ihm in seiner Unschuld schon, nur zu begreifen, um was es sich handle; — schwerer in diesem in Zorn, Thränen, Leidenschaft und Verzweiflung aufgelöstem Weibe . . . die sonst so unendlich reizende und liebenswürdige Erscheinung Emiliens wiederzuerkennen.

Und doch! ging denn dies alles nicht aus einer ungemessenen Liebe zu ihm hervor? Und konnte Jean Paul ungerührt, unerschüttert bleiben, wo er — der ja seinem ganzen Wesen nach nur die zarteste Liebe war — so viel Liebe und Güte, wenn auch ohne und gegen seinen Willen, so tief verletzt und gekränkt hatte?

Mit der ganzen Sanftmuth seines Wesens, mit der ganzen Wärme seines tiefen Gemüthes, suchte er die Leidenschaftliche zu beruhigen; — mit der Macht der Wahrheit, dem Gewichte einer ruhigen und vernünftigen Auseinandersetzung seine Unschuld darzuthun.

Umsonst! nur noch zornflammender und leidenschaftlicher ward die so heftig Erregte. Sie warf ihm schwarzen Verrath und Undank, Lieblosigkeit und Hartherzigkeit in den bittersten und schneidendsten Ausdrücken vor!

Die Leidenschaft eines Weibes hat ja kein Ohr für die Stimme der Vernunft!

„Nein, nein!“ — rief sie jetzt unter Strömen von Thränen — „Sie haben keinen Begriff von der Liebe, mit der sie mein Herz umfaßt! . . . Sie sind gefühllos, wie jeder Schriftsteller, der uns arme Weiber nur stu=dirt, um uns in seinen Werken geistig zu anatomiren. Die Liebe, mit der ich Sie liebe, würde Ihr Geist erschaffen, wenn er sie auf Erden nicht schon ge=funden hätte!“

Jean Paul wollte sprechen, aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Nein! sprechen Sie nicht!“ — rief sie, sich vor Schmerz selbst nicht mehr kennend, — „eilen Sie hin=weg! fliehen Sie! . . . Es ist gut, wenn Sie es thun! . . . Es giebt mir meinen Verstand, meine Ruhe wieder!“

„Emilie!“ — rief Jean Paul tief bewegt.

„Gehen Sie! gehen Sie! In der Ferne scheinen Sie mehr ein Genius, als ein Mensch! Ich fühle alsdann so sehr Ihre Uebermacht, mein Geist beugt sich so sehr vor dem Ihrigen, den ich so hoch auf glänzenden Flügeln schweben sehe, daß es mir scheint, als dürfe kein Hauch der Erde Sie berühren. Aber in der Gegenwart, in der Nähe, erscheint mir der Mensch; da erwacht meine Leidenschaft! Meine innige Zärtlichkeit für Sie giebt mir den Wahn einer völligen Gleichheit zwischen uns, also auf gleiche Ansprüche und Forderungen!“

„Aber, meine Liebe . . .“

„Sie fordern mit Recht ungebundene Freiheit . . . nun ja! ja! . . . sie kommt Ihnen als Genius zu; aber wir Alle sind nicht Geister allein, sondern Menschen! . . . Menschen von Fleisch und Blut! und darum sind Sie ungerecht, wenn Sie von Menschen fordern, daß man zufrieden sei, sie geistig zu lieben!“

„Hören Sie mich! . . .“

„Nein!“ — rief Emilie so wild auffahrend, daß sich ihr Negligé verschob und ihre blendend weißen, herrlichen Schultern aus der leichten weißen Verhüllung wie zwei Schwäne aus dem schneeigten Schaume der Wellen auftauchten — „nein! ich will Sie nicht hören! Sie sind ein Verräther an der Liebe, wie alle Männer! Ich weiß es ja leider nur zu gut: Sie haben in der Welt an Reichthum und Schnellkraft des Geistes nicht Ihres Gleichen und dabei ein so reines, schönes Herz, wie kein anderer Sterblicher; . . . aber . . . dies Herz ist einem der Ewigen entwandt . . . es kennt die Alliebe . . . aber . . . es kann auch in seiner All-Liebe ein armes Menschenherz vor unbefriedigter Liebe brechen sehen!“

Und mit diesen Worten sank Emilie laut schluchzend zusammen. Das unselige krampfhafte Weinen erfaßte sie wieder, ihr Bewußtsein schwand, und wie ihre Arme steif herunterglitten, glitt ihnen die leichte Verhüllung

nach und ließ den götterschönen Busen in seiner antiken Pracht sehen.

Jean Paul wußte nicht wie ihm geschah! Es überlief ihn siedend heiß und eiskalt; . . . es rann sein ganzes Inneres in einer Feuergluth zusammen. Er bebte an allen Gliedern . . . seine Lippen zuckten . . . er wollte im ersten Momente dem Kammermädchen rufen . . . aber an der glühenden Röthe, die in seinem Gesichte aufschlug, fühlte er, daß die Scene zu eigen sei, um anderen Augen preiß gegeben zu werden. Himmel! was hätte das Mädchen von ihm denken müssen.

Glühend vor Schaam und doch auch vor Entzücken! im Tiefsten ergriffen von dem Unfall, dem unbegrenzten Schmerz und der leidenschaftlichen Liebe dieses holden Wesens, legte er Emilien sanft zurück, . . . kniete an ihrer Seite nieder, flüsterte er ihr Worte der Liebe, der innigsten Zärtlichkeit zu.

Aber — o Gott! — da berührten seine Lippen diesen himmlisch-schönen Busen; . . . er konnte, er konnte nicht mehr, . . . einen einzigen leisen Kuß mußte er sanft auf ihn drücken . . . dann, fast im Schwinden der Sinne, zog er mit zitternder Hand die Verhüllung leise herauf, . . . und . . . lehnte weinend sein Haupt an Emiliens Stirne.

Höllen-Tage.

„Viele Blumen thun sich der Sonne auf, doch nur eine folgt ihr immerfort. Herz, sei die Sonnenblume! nicht blos offen sei Gott, sondern gehorche ihm auch!“ — — —

Jean Paul hatte der Stimme Gottes in seiner Brust — dem ewigen göttlichen Sittengesetz — in einer schweren Stunde Rechnung getragen. Er ging mit reiner Seele aus ihr hervor . . . aber er war doch auch von Fleisch und Blut, . . . war Mensch, . . . mit einer glühenden Phantasie und einem weichen, empfänglichen Herzen begabt. Jene Stunde und die Erinnerung daran hatte sich in seiner Seele festgebrannt. Seine Thränen und seine Zärtlichkeit hatten damals nicht nur Emilien erweicht und versöhnt . . . die junge reizende Wittwe war ihm, von jenem Momente an, auch näher getreten. Ohne weitere Erklärung von Emiliens Seite, wußte Jean Paul jetzt . . . daß sie ihn leidenschaftlich liebe. Aber auch ihn erfaßte etwas, daß ihn mit dop-

peltem Verlangen nach ihr hinzog. Sollte sich dem seelischen Drange nicht auch der, nach dem Besitze dieses reizenden Weibes manchmal beigesellen?

Indeß nur manchmal! ... dann aber traten immer zwei erkältende Erinnerungen wie Eismassen an seine Seele heran, es war der Gedanke an seine Freiheit und ... an Emiliens Launen: ... Melusine und Ritter Lusignan!

Jean Paul hätte freilich zugleich wissen sollen, daß wahre Liebe ... solche Gedanken gar nicht aufkommen läßt. Aber sein allzugutes Herz, seine Schwärmerei für Freundschaft und Liebe und die Erinnerung an jene Stunde versagten ihm, Emilien von Berlepsch gegenüber, jede Energie.

Uebrigens war Emilie klug genug, gerade in der nächsten Zeit zurückhaltender denn je in den Aeußerungen ihrer Liebe zu sein. Sie bannte sie in die Form glühender idealer Freundschaft: nur mit dem theueren Freunde zusammenleben wollte sie. Tausend Pläne sprudelten aus ihrem fruchtbaren Gehirne: so schlug sie Jean Paul unter Anderem ein schönes, reiches, höchst moralisches Mädchen in Zürich, ihre Freundin, zur Frau vor, für welche kein Werber bisher rein und gut genug gewesen. Emiliens eigenes Vermögen, das der Zürcherin und seines sollten dann zusammen-

geworfen, ein Landgut gekauft und zusammen gelebt werden.

Freilich fühlte sie die Widersprüche dieses seltsamen Projectes, sobald Richter sie ihr zeigte. Es war ja überhaupt nur eine Seifenblase, . . . ein flüchtiger Gedanke, . . . eine originelle Idee, . . . ein Spiel ihrer ewig erregten Phantasie, . . . eine Laune, . . . vielleicht . . . eine Schlinge gewesen, ein ihr unendlich theures Herz darin zu fangen.

An einem der nächsten Abende las ihr der Dichter die neuesten Kapitel seines „Titan's" vor. Sie war hingerissen, entzückt, begeistert! Wie immer schlug ihr leicht erregbares Temperament bei dieser Lectüre in Feuer und Flammen auf, so daß sie Jean Paul beim Schlusse mit Enthusiasmus umarmte.

Endlich brach doch der Gluthstrom ihres Herzens durch . . . und sie schlug dem Freunde, an den sich ihre Seele und ihr ganzes Wesen immer heißer anschloß, die Ehe mit ihr vor!

Jean Paul war selbst durch alles Vorgekommene, durch die Fülle der Liebe, die ihm ein so reizendes Weib, ein so edles Wesen entgegentrug, geistig, nervös und körperlich so hoch gespannt — daß er, wie in einem Zauberrausche schwebend, — fast nicht wußte, was er that. Er war entzückt, gerührt von so viel Liebe. Er schien in seinem Enthusiasmus für jedes Opfer

bereit; . . . er war es vielleicht auch; . . . aber . . . noch war das „Ja!“ nicht gesprochen!

Da kamen ihm wunderbarerweise gerade um jene Zeit Nachrichten von seinem alten Freunde Emanuel in Baireuth und dessen Tochter, Recha, zu. Frau von Krüdener, die sich eben in Baireuth befand, um — wo möglich — ein Findelhaus einzurichten, theilte sie ihm mit.

Aber diese Nachrichten machten einen seltsamen Eindruck auf Jean Paul. Er wußte sehr gut, daß Recha ohne alle enthusiastische Liebe, sogar nur aus Gehorsam gegen den Wunsch der Eltern und aus Pflichtgefühl, geheirathet hatte. Nun schrieb Frau von Krüdener: diese Ehe sei eine der glücklichsten geworden, die sie kenne.

Die stille, ruhige Recha — das Grab ihrer ersten, aus Pflichtgefühl überwundenen Liebe im Herzen, — hatte vertrauensvoll ihre Hand in jene des ihr bestimmten Gatten gelegt. Sie wußte, er war ein Ehrenmann, und Herr Enoch Veith entsprach dieser Voraussetzung im vollsten Maße. Im Anfange ihrer Verbindung lebten nun beide junge Gatten lediglich ihrer Pflicht, ließen es dabei aber, aus gegenseitiger Achtung, auch nicht an zarter Aufmerksamkeit fehlen. So schlug nach und nach, in stiller Anerkennung, eine wirkliche gegenseitige Neigung Wurzel, die sich durch die Geburt

eines Kindes in schöner ruhiger Steigerung zu einem in der That so innigen und so glücklichen Verhältnisse erhob, daß die Ehe der jungen Gatten, als ein wahrhaftes Muster einer glücklichen Verbindung aufgestellt werden konnte.

Frau von Krüdener schrieb bei dieser Gelegenheit weiter:

„Ich theile Ihnen dies, mein hochverehrter Freund, mit, weil ich weiß, welches Interesse Sie an dem Emanuel'schen Hause nehmen, und weil glückliche Ehen — meiner Ueberzeugung nach — zu den großen Seltenheiten im Leben gehören. Jugendlich leidenschaftliches Aufwallen, flüchtige Täuschung — durch geistige oder körperliche Reize hervorgerufen — und eitle Conveniens sind die Triebfedern zu den meisten Ehen. Aber hier ist selten der Schwerpunkt für eheliches Glück zu finden. Soll eine Ehe wirklich glücklich werden, so muß die Verbundenen etwas zusammen führen, das zu dauern vermag: nicht Leidenschaft, nicht excentrisches Wesen. Die Naturen müssen einander so ähnlich sein, daß sie gleichmäßig empfinden, und doch auch wieder so unähnlich, daß sie sich wechselseitig ergänzen. Kein Theil darf dabei herrschen wollen; jeder muß mehr geneigt sein, zu geben als zu nehmen, — williger zu leisten als zu fordern. Auf diese Weise allein ist die Liebe der Treue fähig und damit wahre Liebe, die, auf

das Innerste gerichtet, mit der Zeit nur wachsen, an Umfang, Adel und Stärke nur gewinnen kann."

„Ist das, was man für Liebe hält, bloß eine Lust an flüchtigem Reiz, dann vergeht sie natürlich, wenn dieser selbst oder der Sinn dafür schwindet; ist es aber eine Lust am unvergänglichen Wesen des Geliebten und an der ganzen Person, dann besteht sie mit diesem Beständigen und steigert sich, je mehr dasselbe im Leben sich offenbart. Wenn zu alle dem nun auch noch ein empfänglicher Sinn kommt für das Schöne und Erfreuliche überhaupt, eine Kraft, das Widrige zu tragen und zum Bessern zu wenden, und wenn die äußeren Verhältnisse, den Personen und Fähigkeiten entsprechend, auf ihre Neigungen und Fähigkeiten berechnet sind dann knüpft sich allerdings ein Ehebund, wie er soll: eine unerschöpfliche Quelle von Lust für die Gatten, ein erhebender Anblick für den theilnehmenden Betrachter."

„Nur keine Launen mit in den Kauf! . . . die Launen sind die Furien und Verfolgerinnen der Liebe und jedweden Glückes; . . . sie sind die bösen Geister, die finsteren Dämonen jeder Ehe, in die sie sich einschleichen! Sie verderben und vergiften die besten, die edelsten Herzen, und legen meist zu einer Kälte und Gleichgültigkeit den Grund, welche — wenn sie nicht zum Aeußersten treibt — wenigstens doch unter mißmuthiger Stimmung durch das ganze Leben fortdauert."

Als Jean Paul diesen, noch weiter ausgeführten, Brief gelesen, kam eine sonderbare Unruhe über ihn. Fast deuchten ihm — in der eigenthümlichen Lage, in der er sich befand, — diese Zeilen wie ein Wink des Schicksals!

Eine reizende, vielbegehrte, schöne und reiche Frau, — ein Wesen voll Geist und Seelenadel, — die Liebenswürdigkeit selbst, hatte ihm ihre Hand angeboten. Tausende von Männern würden sie unbedingt und mit Jubel ergriffen haben. Auch ihn zog es in Begeisterung zu ihr hin . . . aber! . . . aber! . . . er fühlte: es war doch nicht jene göttliche schöne, süße, heilige Liebe, wie er sie in seinen Werken, schon so oft geschildert, — wie er sie im Geiste in seinem Herzen trug.

Und dann hatte Emiliens Charakter nicht eine große, große Schattenseite?

„Die Launen sind die Furien und Verfolgerinnen der Liebe und jedweden Glückes" — hatte Frau von Krüdener geschrieben — „sie sind die bösen Geister, die finsteren Dämonen jeder Ehe, in die sie sich einschleichen!"

Diese Worte trafen seine Seele wie mit Keulenschlägen. Hatte er denn nicht selbst schon unter diesen Launen genug gelitten? Jetzt, da er noch immer frei und sein eigener Herr war? . . . Wie aber,

wenn ihn erst die Banden der Ehe unauflöslich an Emilien fesselten?

Und ihre fabelhafte Eifersucht in Freundschaft und Liebe, die im Stande war, wenn einmal angeregt, sich Alles zu erlauben?

Jean Paul stürmte hinaus, . . . hinaus in das Freie . . . hinaus vor die Stadt. Niemals in seinem ganzen Leben hatte er sich noch in einer solch' peinlichen Aufregung, in einem solch' wunderbaren Schwanken befunden, denn auch alle die vielen Vorzüge Emiliens traten wieder vor seine Seele: ihre reizende entzückende äußere Erscheinung; ihr geistiger und sittlicher Werth; — das Auge, das, bei jeder Erregung in feuchtem Glanze schwimmend, einen Himmel der Liebe verhieß; . . . die feinen, leicht aufgeworfenen Lippen zum Küssen und zum Schmollen gleich bereit, und zwar mit einer Liebenswürdigkeit, die stets neu anzog und neu bezauberte; . . . ihre jugendliche Frische, ihre Heiterkeit! . . . und . . . die Erinnerung an jene Stunde?! . . .

Er kam von seinem rasenden Laufe um die Stadt mit dem Vorsatze zurück . . . „ja!" zu sagen.

Emilie liebte ihn wahr und aufrichtig: sollte sie diese Liebe nicht befähigen, ihrer Launen Herr zu werden? Verdiente diese Liebe, diese unendliche Güte gegen ihn nicht der dankbaren Anerkennung?

Richter merkte nicht, auf welch' gefährliches Feld ihn hier wieder seine eigene allzugroße Herzensgüte führte.

Aber was er nicht that, vollbrachte jene unsichtbare Macht, die durch Frau von Krüdener's Brief auf ihn eingewirkt: sie führte ihn in der Stille der schlaflos hingebrachten Nacht zur Ruhe, zur kalten Ueberlegung, zur Prüfung . . . zur Vernunft zurück.

Nach einer Nacht voll Kampf und Streit mit sich selbst . . . stand er mit dem Entschlusse auf: sich seine Freiheit und Selbstständigkeit zu erhalten, d. h. Emiliens Hand dankbar abzulehnen.

— — — —

Es war an einem trüben Februartage, als er — diesen Entschluß im Herzen — nach Emiliens Wohnung ging.

Da es noch früh am Tage, befand sich die junge reizende Wittwe noch in ihrem Boudoir. Sie war auch jetzt wieder im Negligé; . . . aber dies Negligé war der Art, daß sie im Nothfalle mit demselben in die größte Gesellschaft hätte gehen können. Das enganschließende, leichte, weiße Kleid mit geschmackvollen Stickereien und rosa Band garnirt, stand nach vornen offen und ließ hier ein nicht minder feines Unterkleid von gleicher Frische und Farbe sehen, das ähnliche Stickereien zierten. Die kurzen Aermel gaben die schön

geformten runden Arme frei, während die damalige Mode den entzückten Blicken kaum einen Reiz der Büste entzog, wenn auch ein Flortuch, wie ein leichter duftiger Nebel, von dem Halse bis zu der Spitzeneinfassung des Brustſtückes, herabwallte. Emiliens dichtes ſchönes Haar fiel dabei in natürlichen Locken auf Schultern und Nakken, indeß ihr Geſichtchen wie eine friſche Roſe blühte und der Zauber der Anmuth und Heiterkeit gleich Sonnengold über ihm lag.

Aber ſo maiig wie die Herrin war auch ihre Umgebung.

Draußen hing ein unfreundlicher trüber Februartag kalt über der Erde . . . hier brannte und kniſterte ein ganz hübſches Feuer in dem Ofen und verbreitete eine ungemein behagliche Wärme.

Draußen rüttelte der Wind an den Vorfenſtern und pfiff häßlich über die feuchten Straßen. Emiliens Boudoir erfüllte ein ſüßer Duft und weich und warm glitt der Fuß über den dichten, ſchön gewirkten Teppich.

In der Natur ſah alles noch todt und winterlich aus . . . hier im Zimmer blühten die prächtigſten Hyazinthen, die Nerven mit ihren Wohlgerüchen faſt berauſchend.

Und damit auch dem Frühlinge in ihrem Boudoir die Töne nicht fehlen möchten, entlockte eben Emilie von Berlepſch ihrem Klaviere wunderbare Melodien, in

welche zwei Canarienvögel ihr Fortissimo hineinschmetterten.

Und doch schoß manchmal ein Ausdruck des Mißmuthes über das reizende Antlitz der kleinen jungen Wittwe. Sie richtete dann ihre Blicke wie verlangend nach der Thüre . . . und . . . wenn sich diese nicht aufthat, fuhren ihre Finger schneller noch und leidenschaftlicher über die Tasten . . . jetzt sogar mit so starkem Anschlage, daß mehrere Saiten sprangen.

Emilie erhob sich rasch und ärgerlich. Sie schien Jemanden zu erwarten. Eine Zeit lang ging sie auf und ab, dann warf sie sich in die Ecke des weichgepolsterten Divans, daß sie tief hineinsank . . . und . . . zerdrückte eine Thräne.

„Er kommt wieder nicht!“ — lispelte sie dabei in stiller Verzweiflung. Aber ihre Hand griff zugleich nach der zierlichen Schelle, die auf einem Marmortischchen neben ihr stand. Sie klingelte.

Das Kammermädchen trat ein.

„Flora!“ — sagte Emilie.

„Gnädige Frau?“

„Nimm dieses Buch . . .“

Das Mädchen gehorchte. Aber Emilie war plötzlich in Gedanken versunken. Kein weiterer Befehl erfolgte.

Das Kammermädchen stand verlegen; es wußte

nicht, was es mit dem Buche machen sollte, und wagte doch auch seine Herrin durch keine Frage zu unterbrechen.

Nach einiger Zeit schaute Emilie auf.

„Nun?“ — rief sie verwundert — „was stehst Du denn noch da?“

„Gnädige Frau verzeihen!“ — stotterte das Mädchen — „Sie haben noch nicht befohlen, was ich mit dem Buche machen soll?“

„Albernheit!“ — zürnte Emilie — „freilich hab' ich's gesagt!“

„Sie entschuldigen . . .“

„Was?“

„Ich habe noch keinen Auftrag.“

„Unausstehlich! muß man denn Alles doppelt sagen? . . .“

„Ich . . .“

„Still! Ich sagte Dir, Du solltest das Buch zu Herrn Richter tragen und um den zweiten Theil bitten.“

Das Mädchen verneigte sich stumm und wandte sich zum Gehen.

Aber Emilie rief sie zurück:

„Flora!“

„Gnädige Frau?“

„Du giebst das Buch aber Niemand anders, als . . . Herrn Richter selbst.“

„Wie Sie befehlen."

„Und merke Dir . . . wie Herr Richter aussieht . . . bleich . . . oder frisch, . . . heiter . . . oder trübe. Hast Du verstanden?"

„Vollkommen."

„So geh'! aber rasch und mache, daß Du bald wiederkommst!"

Das Kammermädchen verließ das Zimmer; . . . aber im selben Augenblicke war Emilie aufgesprungen. Ein anderer Gedanke hatte sie durchblitzt. Sie dachte über etwas momentan scharf nach. Ihre Augen funkelten.

Plötzlich ergriff sie die Schelle abermals und klingelte mit solcher Heftigkeit, daß ein Zerspringen der feingearbeiteten Glocke zu befürchten war.

Flora — zum Ausgehen bereit — kam zurück.

„Das Buch!" — rief die Herrin heftig.

Das Mädchen gab es verwundert zurück.

Emilie warf es auf den Tisch.

„Es ist besser, Du gehst nicht!" — sagte sie dabei. — „Ich will mich ankleiden und ausfahren!"

Und Frau von Berlepsch warf sich abermals auf den Divan, zog die Füße herauf . . . und sank neuerdings in Gedanken.

Flora stand wie vorhin verwirrt und verlegen da: was sollte sie nun beginnen? Ihre Herrschaft wollte

sich ankleiden, aber kein Befehl: diesen oder jenen Anzug herbeizuholen, war gegeben.

„Gnädige Frau!“ — sagte sie endlich leise und schüchtern.

„Nun?!“ — rief Frau von Berlepsch, aus ihrem Brüten auffahrend. — „Was giebt's? . . . was willst Du?“

„Sie befahlen, daß ich Sie ankleide. Darf ich bitten, über den Anzug zu bestimmen?“

„Hat man denn gar keine Ruhe, um seinen Gedanken nachzuhängen?“ — zürnte Emilie.

„Sie haben nur zu befehlen“ — stotterte Flora mit einer bescheidenen Verbeugung — „und ich gehe.“

„Befehlen und immer befehlen . . . das solltest Du alles selbst wissen . . .“

„Aber ich kann doch nicht wagen . . .“

„Ach was! . . .“

Eine Pause entstand.

„Das Kleid von himmelblauer Seide . . .“

„Sogleich!“

„Nein . . . halt Flora! . . . er sieht schwarz lieber . . . das schwarze . . . das nach neuestem Schnitt! . . .“

„Im Augenblick . . .“

„Da könnte er aber glauben, . . . ich traure gar um ihn . . .! . . . Halt Flora . . . bring' doch lieber das braune."

Flora ging.

„Ich bin das unglücklichste Wesen von der Welt!" — sagte jetzt Frau von Berlepsch zu sich selbst. — „Er liebt mich, das weiß ich! . . . aber . . . er ist Dichter, Schriftsteller! Die Plane seines Lebens und seines Schreibens, die ewig aus seiner gewaltigen Seele neu aufquellenden jungen Hoffnungen, sind eben so viele unruhige zuckende und ihn verwickelnde Polypenarme, die zu viel . . . die die ganze Welt umgreifen wollen. O!" — fuhr sie flammend auf — „meine Liebe soll ihm diese Arme bis auf zwei abschneiden . . . und . . . mit diesen . . . soll er seine Frau umfassen!"

Hier trat Flora mit dem verlangten Anzuge ein.

Aber Frau von Berlepsch fuhr sie hart an:

„Es ist entsetzlich! . . . da ist sie schon wieder!"

„Sie wünschten doch . . ." .

„O ich wünschte, Du wärest ... wo der Pfeffer wächst. Laß mich in Ruhe! . . . ich bin genug gequält und gemartert. Ich will mich noch nicht ankleiden lassen ... ich will nichts mehr von Ankleiden wissen; — bin ich denn nicht einmal mehr Herrin meiner selbst? Laß mich allein!"

Flora zitterte; . . . Thränen drängten sich in ihre Augen. Mit gesenktem Haupte schlich sie nach der Thüre.

Aber Emilie hatte kaum die Thränen ihres — ihr sonst sehr lieben — Kammermädchens gesehen, als sie zu sich kam. Rasch wie ihre leidenschaftliche Aufregung überkam sie nun die Einsicht ihres Unrechtes und mit dieser ... Reue. Ihr gutes Herz hatte ja an ihrer heutigen Erregung und ihrer, durch Spannung, Befürchtung und Ungewißheit hervorgerufenen Gereiztheit keinen Antheil. Ihr Charakter aber wandte sich so schnell dem Guten zu, wie sie sich von bösen Aufwallungen hinreireißen ließ.

„Flora!“ — sagte sie daher jetzt sanft und mit jenem wunderbar herzgewinnenden Tone, der ihr, wenn sie wollte, eigen war, . . . und in diesem einzigen Worte „Flora!“ lag jetzt wieder ein wahrer beglückender und entzückender Frühlingshauch.

„Flora, komm näher!“ — wiederholte sie.

Und Flora, schon durch den Ton von Emiliens Stimme wieder beglückt, trat, unter Thränen lächelnd, zu ihrer Herrin.

„Thörichtes Kind!“ — sagte Emilie von Berlepsch jetzt gütig lächelnd, und wischte selbst dem Mädchen die Thränen aus den Augen. — „Hast Du noch nicht geliebt?“

Flora schüttelte erröthend den Kopf.

„Ich sehe es!“ — fuhr Emilie fort — „sonst wüßtest Du, wie unglücklich Liebe uns machen, in welche Verzweiflung sie uns bringen kann.“

„O!“ — sagte Flora leise — „Sie sollen glücklich sein.“

„Ich möchte es auch sein, Närrchen!“ — versetzte Emilie unendlich lieb. — „Aber sage mir . . . da hast Du das braun-seidene Kleid. Glaubst Du, daß ich es noch tragen kann?“

„Gewiß, gnädige Frau, es ist noch sehr gut.“

„Das kommt Dir so vor, mein Kind. Ich mag es nicht mehr. Weißt Du was, nimm es, trage es zum Schneider . . . und laß es Dir anpassen!“

„Aber, mein Gott, gnädige Frau!“ — rief, wie aus den Wolken gefallen, das Kammermädchen.

Emilie blickte sie mit einem himmlischen Lächeln an, dann sagte sie:

„Gehorsam ist Deine erste Pflicht. Also gehe, thue, was ich Dir gesagt habe und zeige Dich mir bald in dem neuen Anzuge.“

Flora wollte danken . . . Emilie hielt ihr lachend den Mund zu und das Mädchen verließ freudestrahlend das Zimmer.

Jetzt war aber auch wieder der Frühling des Glücks in Emilien von Berlepsch's Seele eingezogen, und er

sollte sofort alle seine Paradiese ausstreuen, denn fast in dem gleichen Augenblicke trat Jean Paul ein.

Eine Purpurröthe überflog Emiliens Antlitz. Beide Hände ihm entgegenstreckend trat sie auf ihn zu. In dem gleichen Momente aber durchzuckte es sie wie ein Dolchstoß: der geliebte Mann war bleich und ernst, ja ein schmerzlicher Zug spielte um seine Lippen.

Dennoch faßte sie sich rasch, und in dem Bewußtsein ihres Herrscherthumes im Reiche der Liebenswürdigkeit, kam Heiterkeit und Sicherheit wieder über sie.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind!“ — rief sie jetzt Jean Paul entgegen. — „Glauben Sie mir, es kann für mich in keinem Leben eine höhere Seelenfreude geben, als der unmittelbare Seelenumgang mit Ihnen, . . . Sie trefflicher, herrlicher Mensch!“

„Und geht es mir anders?“ — entgegnete Jean Paul mit fast schmerzlichem Lächeln. — „Ihr Bild schwebt, seit der ersten Stunde, in der ich Sie sah, wie eine Sonne zwischen den anderen Bildern, welche das Leben in meine Seele trug; diese anderen aber kreisen nur als matte Nebensonnen um Sie!“

„Wenn mir nur nicht so oft meine Sonne unterginge!“ — meinte Emilie. — „Ach! sie bleibt oft lange hinter den Wolken. O, lieber Richter, ich kann Sie nicht mehr entbehren! Sehen Sie“ — sie zog ihn hier neben sich auf den Divan — „sehen Sie, wenn Sie

weg sind, dann werde ich so fürchterlich durch tausend innere Stimmen an die Zerbrechlichkeit der schönsten Bande im Leben erinnert, daß ich die Zuckungen des Schmerzes über Ihr Nichtbeimirsein für Vorempfindungen künftiger mich vernichtender Schmerzen nehme und in eine unselige Aufgeregtheit, Reizbarkeit und Grübelei verfalle. Mein inneres Wesen findet nur seine Harmonie durch Ausgleichung mit Ihrer Seele."

„Geben Sie Acht, meine Liebe," — sagte hier Jean Paul mit schöner Milde — „daß Sie sich nicht täuschen! Der Mensch hält oft die Uebermacht einer Kraft, wenn sie leidenschaftlich angeregt ist, für Harmonie, und den freien Anklang aller Töne für Disharmonie."

„Nur in der Liebe liegt die Harmonie der Welten und der Herzen!" — sagte Emilie.

„Die Liebe" — versetzte Jean Paul — „hat so viele Stufen, als es menschliche Liebenswürdigkeiten giebt."

„Kommen Sie mir nicht wieder mit Ihrer erschreckenden All-Liebe!" — rief hier die reizende Wittwe heiter. — „Wenn Sie auch den Göttern angehören, so haben Sie Mitleid mit mir, als einer Sterblichen. Voll und ganz kann mein Herz nur ein anderes umschließen."

„Ich habe nie eine Seele der anderen geopfert!" —

sagte Jean Paul. — „Soll ich jene Fülle des Herzens, die die ganze Erde und alle Wesen und alle Planeten aus ihm herausperrt, um den weiten Platz alles Liebenswürdigen mit einem Wesen auszufüllen, groß und göttlich schön nennen? Es wäre ja geradezu eine Verurtheilung alles Göttlichen selbst. Beste, liebste Freundin . . . es wäre Egoismus!“

„Und ist denn irgend eine menschliche Liebe frei von Egoismus?“ — frug hier Frau von Berlepsch. — „Und ist's nicht schon Härte gegen mich selbst, daß ich mir vorwerfe, ich liebe Sie nicht uneigennützig genug, da ich den Gedanken fast nicht zu ertragen vermag, daß Ihr Herz die ganze Menschheit umfaßt? Aber ich werde es mit der Zeit lernen. Ich werde mich an Ihnen emporranken und stark werden. Sehen Sie, lieber Jean Paul“, — setzte sie hier mit zauberhafter Naivetät hinzu — „ich bin ein Kind! Ich trage das Gefühl des nicht völlig Reifwerdens, der moralischen Unvollendung beständig mit mir herum; dieses Gefühl aber giebt mir eine unauslöschliche Sehnsucht nach der wolkenfreien Nähe einer Sonne. Und diese Sonne ist . . . Ihres Geistes Licht und Liebe!“

Jean Paul wäre kein Mensch gewesen, wenn diese von einer Berlepsch mit Feuer und Seele gesprochenen, von ihren Flammenblicken begleiteten Worte ihn nicht auf's tiefste erschüttert hätten. Schon fing sein

Vorsatz wieder zu schwanken an, als Emilie unseligerweise das Wort „Ehe" aussprach und damit, wie durch Zauber, den Inhalt des Briefes der Frau von Krüdener vor seine Seele rückte.

„O wie sollte mich das Band der Ehe heiligen und heben!" — sagte Emilie — „ohne daß es Ihnen die unveräußerliche Freiheit kostete, die das Element Ihres schriftstellerischen Seins ist. Ich begreife es ja — wenn auch ungern — recht gut: das elastische, leichte Schweben, das Ihrem Geiste die Erhabenheit, die Fülle, die Größe giebt, muß auch auf Ihr Herz wirken und ihm die ausdauernde unverrückte Stellung an einem einzigen anderen Herzen unmöglich machen. Sie fordern daher mit Recht ungebundene Freiheit, sie kommt Ihnen, als Genius, zu . . . nehmen Sie sie im weiten Reiche des Geistes; . . . aber . . . lassen Sie mir das kleine, aber unschätzbare Königreich Ihres Herzens!"

„Wehe dem Schriftsteller!" — sagte Jean Paul ernst — „der Herz und Geist trennen kann . . . und trennen läßt! Er unterzeichnete mit einem solchen Vertrage — wie Papst Clemens XIV. mit der Bulle: Dominus ac redemptor noster" — sein eigenes Todesurtheil."

Emilie von Berlepsch war todtenblaß geworden.

„Soll das mein Todesurtheil sein?“ — sagte sie leise und mit krampfhaft zuckenden Lippen.

Jean Paul wollte sprechen . . . aber sie hielt ihn zurück.

„Um Gottes Willen!“ — rief sie — „unterzeichnen Sie nicht so schnell!“

Dann rückte sie Jean Paul leise näher, sah ihm mit dem Ausdrucke unaussprechlichen Schmerzes in die Augen, legte ihre kalten, zitternden Hände auf die seinen und sagte mit wehmüthigem, tief in das Herz schneidendem Tone:

„Wir Menschen — unsere Kraft sei auch, welche sie wolle, sie sei selbst die Ihre — wir Menschen stehen unter Einem Schicksale: was verblüht und verwelkt ist, . . . kommt nicht mehr! . . . auch die Spätblüthen der Rosen gedeihen nicht, . . . der Winterfrost nimmt sie schnell ab. O, Freund meiner Seele!“ — rief sie jetzt heftig — „der Frühling der Liebe blüht Dir jetzt noch! . . . zerstöre ihn nicht mit eigener Hand! — — — Unsere Blüthen verwelken zwar langsamer, als die Blüthen der Rosen, so daß, wenn sie abfallen, wir uns nicht gleich gestehen wollen, daß sie verwelkt sind, aber zuletzt fällt uns doch einmal der Anblick unserer öden Kahlheit in die Augen. Ich weiß, daß Du mich liebst; ich habe noch nichts erlitten, was Deinem Verluste — ich kann es noch nicht denken

— gleichkäme . . . aber . . . ich fühle bei dem Gedanken daran Winter und Todesfrost für Dich und mich!"

„Emilie!" — sagte Jean Paul sanft und Thränen zitterten in seinen Augen.

„Nein! nein! nein! nein!" — rief Frau von Berlepsch mit unbeschreiblicher Heftigkeit — „nur um Gottes und aller Heiligen Willen hier keine Rede! Wenn Sie dagegen sind, kenne ich Ihre Gründe; . . . aber ich will Sie nicht wissen . . . nie, nie wissen! Hier darf nicht die kalte überlegende Vernunft, . . . hier muß das Herz sprechen! . . . Ja oder nein! Lieben Sie mich? wollen Sie mich zur Gattin?! . . . Ja oder nein?!"

„Emilie! Emilie!" — rief Jean Paul flehend — „Sie sind ein Engel an Güte und Liebe, aber nehmen Sie auch Vernunft an!"

„Hier hat das Herz zu sprechen und nicht die Vernunft! Ich liebe und ehre die Vernunft sonst bei jeder Gelegenheit . . . aber hier . . . jetzt . . . bei der Beantwortung dieser Lebensfrage wandelt mich schon ihre Erwähnung zu Eis! Alles ist vernünftig, was uns zu unserem wahren Lebensglück führt! . . . Aber genug, genug! . . . Ja oder nein! . . . Lieben Sie mich? wollen Sie mich zur Gattin? . . . Ja oder nein?!"

„Emilie . . .“

„Ja oder nein!“

„Sie sind so unendlich gut . . .“

„Also nein!“ — schrie Emilie auf und warf sich laut weinend in die Kissen des Divans.

Jean Paul stand wie vernichtet. In seiner Seele kämpfte es heftig. Er fühlte wirklich Liebe für Emilie, . . . aber er sah ja gerade in diesem Momente wieder klar ein, daß er mit diesem Weibe . . . nicht glücklich werden, daß er durch eine Ehe mit ihr . . . sich, als Schriftsteller, geradezu vernichten würde.

Aber es waren in der That Höllenqualen, die er bei dieser Ueberlegung, bei dieser Scene empfand.

Emilie weinte noch immer krampfhaft.

Jean Paul's Herz wollte zerspringen. Er faßte sich indessen männlich, rückte einen Stuhl neben die Schluchzende, setzte sich darauf, legte seine Hand sanft auf ihren Nacken und sagte mit unendlicher Milde:

„Emilie, — süße, liebe Emilie!“

Die Berlepsch schüttelte den Kopf und schluchzte nur heftiger.

„Sie wissen, wie unendlich hoch ich Sie schätze ... ja ich darf sagen: ich liebe Sie! Aber lassen Sie mich fragen: ob diese Liebe, diese unbegrenzte Verehrung für Sie, mir als Mensch das Recht giebt, mich als Schriftsteller zu vernichten? Als Mensch

gehöre ich mir, gehöre ich Ihnen unbedingt an, als Schriftsteller . . . gehöre ich meinem Volke, meinem Vaterlande, der Menschheit! Ich habe mir hier ein großes, herrliches Ziel gesteckt . . . nicht das des eitlen Ruhmes . . . wohl aber jenes: durch die Gaben, die mir der Allgütige verliehen, gerade dem leidenden, dem gedrückten Theile der Menschheit Trost, Belehrung, stille Freude, Erhebung und Verklärung zu geben!"

„Selbst aus den gedrücktesten Verhältnissen hervorgegangen, vermag gerade ich dies mehr als jeder Andere. Ist dies nicht eine heilige große Lebensaufgabe, die mir geworden? — — O, ich weiß es, Ihr großes schönes Herz versteht mich hierin vollkommen. Es ist ja gut, daß in das kleine Menschenherz ein wenig mehr Liebe als Blut hineingeht. Je mehr Gottes- und Menschenliebe aber, desto weniger Selbstliebe. Je schneller sich ein Wandelstern um die Sonne bewegt, desto langsamer dreht er sich um sich selbst! Lassen Sie mich daher immer das große . . . das unaussprechlich große Opfer bringen . . . statt als Gatte . . . als Freund an Ihrer Seite hinzuwandeln! Bringen auch Sie, liebe Emilie, der gedrückten, leidenden Menschheit dies Opfer. Jedes Opfer, das den gemeinen Menschen erkältet, macht den guten wärmer und zarter; . . . in der höchsten Liebe aber ist

es — und wäre es sie selber — der Triumph der höchsten Seligkeit!“

Jean Paul hielt inne . . . aber nur ein fortgesetztes leidenschaftliches Weinen antwortete ihm.

„Die Liebe,“ — fuhr Jean Paul sanft und milde fort — „und vor allen Dingen die allumfassende Menschenliebe — und ich bin versichert, Sie theilen diese Liebe mit mir — giebt dem inneren Menschen das griechische Profil und seinen Bewegungen Schönheitslinien und seinen Reizen den Brautschmuck. Legen Sie diese Krone menschlicher Vollendung zu den zahllosen Reizen, die Sie schon schmücken.“

In diesem Momente fuhr Emilie von Berlepsch plötzlich rasch in die Höhe. Ihr Gesicht war dunkelroth, — ihre weitgeöffneten Augen sprachen Angst und Entsetzen aus — die eine Hand zuckte nach der Brust, die andere mit dem Schnupftuche nach dem Munde.

„Um Gottes Willen!“ — rief Jean Paul entsetzt — „was ist Ihnen?!“

Aber schon färbte sich das Tuch mit Blut.

„Gerechter Himmel!“ — schrie Richter und fuhr nach der Schelle.

Flora eilte herbei. Auch sie erblich! — Es war das unselige Blutspeien, das ihre Herrschaft oft bei allzugroßer Aufregung erfaßte.

Rasch eilte sie hinab und sandte den Kutscher nach

dem Arzte. Dann aber war sie mit Gedankenschnelle wieder bei der Leidenden.

Und es war Zeit: Emilie von Berlepsch lag in furchtbaren Krämpfen. Sie schrie vor Schmerzen laut auf, . . . die Augen verdrehten sich, . . . Arme und Füße wurden verrenkt und schlugen aus . . .

Jean Paul aber kniete rath- und hülflos an ihrer Seite. Sein Herz schien ihm von einer eisernen Faust zerknirscht zu werden; — seine Gedanken wirbelten durch einander; — Höllenpein erfaßte ihn und in seiner Seele schrie es ein über das anderemal: „Du bist ihr Mörder!“

Es war ein Glück, daß ihn Flora beschwor, das Haus für den Augenblick zu verlassen, da sie, mit Hülfe der Hausfrau, die Leidende zu Bett bringen müsse.

So stürzte denn Richter fort, . . . er wußte nicht wohin. Sein klares Bewußtsein war ihm geschwunden. Und wie Orest nach dem Muttermorde vor den schrecklichen Eumeniden floh, . . . floh er vor dem Gedanken: „Du bist ihr Mörder!“

Und . . . er konnte nichts weiter denken; . . . und wohin er eilte, rief es ihm zu: „Du bist ihr Mörder!“ Und wer ihm begegnete, schien ihm zu wiederholen: „Du bist ihr Mörder!“

Nie, nie hatte Jean Paul noch solche Stunden verlebt: sie boten ihm Qualen der Hölle.

Gegen Mittag kehrte er in das Haus der Freundin zurück.

Sie lag noch in Krämpfen, und der Arzt hatte jeden Besuch streng verboten.

Noch einmal stürzte Jean Paul fort. Noch immer tönte es: „Du bist ihr Mörder!“

Aber das Bewußtsein kehrte doch nach und nach zurück.

O! war dies denn ein Gewinn für ihn? Das Entsetzen schwand allmälig . . . aber jetzt umfaßte ihn dafür ein unendlicher Schmerz! — — — und dem Schmerz folgte die bitterste Reue.

„Warum hast du von ihr das Opfer verlangt und nicht von dir?“ — rief er sich zu. — „Kannst du so viel Liebe untergehen sehen . . . nur . . . um dein Dichterleben zu retten?“

Aber er fühlte im gleichen Momente, daß es nicht nur sein Dichterleben sei, was er hatte retten wollen — sondern auch ihr gegenseitiges Glück: denn nie, niemals konnten diese beiden Charaktere in der Enge einer ehelichen Verbindung gut thun und glücklich werden! Solche Zufälle, solche Scenen mußten sich ja wiederholen . . . und dann waren sie und Emiliens Launen . . . der Liebe Grab!

Aber wenn sich Jean Paul auch dies alles als Wahrheit zugestehen mußte — — sein gutes, dankbares, liebevolles Herz überwältigte doch immer wieder das Mitleid!

Ein Leichenconduct begegnete ihm. Da sprangen alle Schleußen seines Herzens auf, und sein Inneres ging auseinander!

„Gerechter Gott!“ — schrie es in ihm auf — „wenn du Emilien dahin brächtest!“ und alle Schrecken einer wild aufgeregten Phantasie kamen über ihn: er sah Emilie sterbend! . . . er sah sie todt! . . . und wieder schrie es in ihm: — „Du bist ihr Mörder!“

Jetzt aber konnte er diesem Gedanken nicht mehr widerstehen. In der Freundschaft und in der Liebe sind große Opfer leichter, als kleine — man opfert beiden lieber das Leben, als eine Stunde; . . . lieber ein Stück Vermögen, als eine kleine Unart. Denn große Aufopferungen fließen aus der hochgehenden, sturmbewegten Begeisterung, kleine aber aus dem kühlen Bächlein ruhiger Ueberlegung.

„So fahre denn hin, du Dichterglück und Dichterleben!“ — rief er, Thränen in den Augen. — „Fahre hin, du Rest von Egoismus. Lieber will ich unter ihren Launen und Schwächen leiden, als daß sie durch mich untergehen soll. Ich komme, Emilie . . . ich bin Dein!“

Und Jean Paul flog zu der Freundin zurück.

Die Krämpfe waren gewichen, doch war sie — als er eintrat — noch sehr schwach.

Leise schlich er zu ihrem Bett, — leise kniete er an

demselben nieder, — leiser noch nannte er ihren Namen und flüsterte:

„„Wenn Du vergeben kannst, Emilie, so nimm mich hin . . . ich bin Dein!“

Da flammte es wie ein feuriges Morgenroth über Emiliens bleiche Züge — ein Himmel tagte in ihren Blicken . . . sie öffnete die Arme . . . und Jean Paul . . . lag an ihrem Herzen.

Aber die neue Gemüthsbewegung war zu stark für die Erschöpfte.

In dem nächsten Momente sank Emilie von Berlepsch ohnmächtig in die Kissen zurück.

Frei! frei! frei!

Ein neues Leben war von nun an für Emilie von Berlepsch angebrochen, in dessen Strudel sie natürlich auch Jean Paul hineinzog.

Wie eine von den warmen Strahlen des Frühlings berührte Blume entfaltete sie den duftenden Kelch ihrer Liebenswürdigkeit jetzt im vollsten und reichsten Maße. Ja sie war von ihrem Glück so berauscht, daß sie oft einem ausgelassenen Kinde glich.

Jean Paul konnte dies nicht von sich sagen. Er war innerlich weder freudig, noch glücklich. In dieser Stimmung theilte er seinem theuren Freund Otto den ganzen Verlauf der ihn so nahe betreffenden Angelegenheit mit.

Otto schrieb:

Er bedauere ihn, daß er das Glück einer reinen Jünglingsliebe nicht selbst erleben solle; die Ehe sei überhaupt für ihn eigentlich nichts. Er sehe überall auf Richter's Seite mehr Aufopferung als Liebe. Richter

werde Manches leiden müssen durch ausschließende Ansprüche, da jede Frau, die sich ganz hingäbe, Erwiderung verlange, wenn es ihr auch in den Augenblicken der größten Erhebung vorkomme, als werde ihr an der erlangten und besitzenden Gewißheit genügen. Dennoch schicke sich — wie ihm bedünke — eine solche Verbindung zu seinem literarischen und dichterischen Leben noch am besten, weil sie ohne großen Wechsel sein werde; weil er sogleich eine selbstständige wohlwollende Frau bekäme, die er aber nur nach und nach erhalten würde, wenn er ein Mädchen heirathe. Freilich nenne er dies auch auf der anderen Seite einen Verlust, und es schmerze ihn, daß seinem Leben dieses Glück seiner Werke entgehen solle. Er müsse es nun zum Ersatz schöner und öfter dichten. Denn wie das Reale dem Idealen immer etwas nähme, zumal bei der Ehe, die mit dem Letzteren anfange und mit dem Ersteren endige, und in der Zwischenzeit oft beide widersprechend finde: so ersetze der blos ideale den ideal-realen Menschen, wo man dessen nicht habhaft werden könne. — „Obwohl dies" — fährt er fort — „bei Dir am wenigsten der Fall sein dürfte und Dein ideales Leben auf seinem Himmelwege allein fortgeht: so stiehlt sich doch aus dem wirklichen Manches in's dichterische Leben über, wie umgekehrt die unbefriedigte Liebe prosaische Menschen dichterisch macht. Darum wird denn auch vielleicht — und dies ist meine

einzige Hoffnung bei dieser Ehe — in Deiner Verbindung Dein dichterisches Jünglingsthum, Deine Tutti-Liebe, Deine Sehnsucht nach einem unerlangten, unbefriedigten Ehestande, ganz rein bleiben.“ —

Aber dieser Brief des Freundes hatte so wenig Erwärmendes, als der Brief *an* ihn. Die ganze Gluth und Leidenschaftlichkeit blieb auf Emiliens Seite. Sie hatte ihren Willen durchgesetzt, — ihr leidenschaftliches Verlangen, den berühmten Dichter, Jean Paul, *zu besitzen*, sah der schönsten Erfüllung entgegen; — einer der bedeutendsten und liebenswürdigsten Männer der damaligen Zeit sollte für ewig die Rosenketten ihrer Liebe tragen, — und — sie war gewiß, daß er sie, in seiner unendlichen Herzensgüte tragen *werde*, ohne einer erfolgreichen Opposition fähig zu sein. Als Königin hatte sie den Thron seines Herzens bestiegen, . . . und . . . als Königin mußte er ihr verbleiben.

So wenigstens dachte Emilie von Berlepsch in ihrem süßen Rausche, und für diese Hingabe Jean Paul's mußte ihm ihre vollste leidenschaftlichste Liebe werden, . . . und . . . was war nicht leidenschaftlich an ihr?!

Ihr ganzes Bestreben ging jetzt dahin, den geliebten Mann mit Aufmerksamkeiten zu überschütten, ihn durch immer neue Liebenswürdigkeiten zu fesseln und zu beglücken.

Sie war dabei ebenso in einem Athem „Sie“ und

„Du", wie Vernunft und Leidenschaft: — „Ach!" — sagte sie in glücklicher Stunde — „ich bitte Sie nicht, mich zu lieben, das wäre albern; aber ich bitte Dich, Du Guter, den Himmel, den Du mir erschufst, recht zu bescheinen, und, wenn Du es kannst, auszumessen, und so wirst Du ihn gewiß nie zerstören!"

Immer eigenthümlicher gestaltete sich so das gegenseitige Verhältniß. War es bei Emilien von Berlepsch ein glühend heißes, wie es bei ihrem Charakter und ihrem für alles Große und Schöne im Reiche des Geistes hell auflodernden Herzen nicht anders sein konnte, — — so ward es bei ihm immer mehr und mehr zu einem, seinem tiefinnersten Wesen, seinen großartigen idealistischen Ansprüchen nicht genügenden. Es war gekommen, wie es bei seinem rasch entzündeten, aber dann nicht so wohl brennenden, als leuchtenden Gemüthe gar nicht anders kommen konnte. Hinter dem Ideal dämmerte ihm mit der Zeit, mit der längeren Bekanntschaft, mit dem näheren Umgange immer mehr und mehr die nackte Wirklichkeit hervor. Die niederziehenden, an den Staub fesselnden Bleigewichte der menschlichen Natur und der menschlichen Verhältnisse, lähmten die Flügel seines Geistes, beengten sein Herz, bedrohten in seiner erschreckten Phantasie seine Seele mit dem ihm entsetzlichen Gedanken: seiner Dichterexi-

stenz entsagen und zu der Alltäglichkeit herabsteigen zu müssen.

Dies freilich wäre einem Todesurtheil für sein ganzes Sein und Wesen gleichgekommen.

Schon jetzt kam diese Angst mehr und mehr über ihn, da ihn Emilie von Berlepsch in einem Uebermaße von Aufmerksamkeiten, Ueberraschungen und Lustbarkeiten fast erstickte.

Sagte er doch mit trübem Lächeln zu ihr:

„Ich brauche weniger Lockung, als Vorwand, um zu kommen. Die Freudenblumen muß man nicht so dick säen, daß sie einander ersticken!“

Mußte doch auch schon lange seine dichterische Schöpfungsthätigkeit — das Höchste, was für ihn das Leben bot — in den Hintergrund treten. Emilie war bereit, ihm Alles zu geben: ihre Liebe, ihr Leben, ihr Vermögen . . . durfte, sollte sie dafür nicht seine unbedingte Hingabe an sie fordern, — die Aufopferung seiner Zeit für sie?

Emilie von Berlepsch war eifersüchtig bis zum Aeußersten . . . die Muße war ihre Nebenbuhlerin . . . wer aber hätte denken sollen, daß sie in der That diesen Gedanken nicht ertragen konnte?!

Mit wirklicher Eifersucht riß sie Jean Paul von seiner Arbeit und zu sich hin.

Richter erbebte im Innersten, als er dies gewahrte und tiefes Mißbehagen kam über seine Seele. Der strahlende Himmel der Liebe überzog sich schwarz . . . und kaum durfte er der Zukunft gedenken.

Jetzt wurden die einsamen schlaflosen Nächte ihm Qualen, denn deutlich und immer deutlicher zeigte ihm die ruhige, kalte Vernunft, daß denn doch bei dem Bündniß, welches er zu schließen sich bereit erklärt, auf seiner Seite in der That bei weitem mehr Aufopferung, als Liebe zu finden sei. Wo aber Aufopferung auf der einen und Liebe auf der anderen Seite ist, da befriedigt jene — so sehr sie auch den Schein der Liebe annehmen mag — diese nie ganz. Selbst mit der größten, edelsten und schönsten Aufopferung wird der liebende Theil nur auf Augenblicke Befriedigung finden, die ganze Vereinigung aber wird ein Wechsel von Forderungen, Täuschungen, Kämpfen und, im besten Falle, von darauffolgenden Verständigungen und Versöhnungen geben!

Und wie? fand er denn das Ideal der hohen göttlichen Liebe, wie er sie von je geträumt, — wie er sie von je in seinem warmen Herzen, in seinem reichen Geiste getragen und in seinen Schriften so unendlich schön und bezaubernd niedergelegt hatte . . . fand er denn dies Ideal der hohen göttlichen Liebe jetzt in seinem Busen wieder?

O nein, nein, nimmermehr!

„Das Paradies ist immer da, wo die wahre Liebe wohnt!“ — hatte er gesagt.

War es jetzt in seinem Herzen?

O nein, nein, nimmermehr!

War es jetzt mit ihm, wie er in seliger Entzückung einst niederschrieb:

„Die Liebe verwandelt alles in Glanz, Schmerz und Leid, Glück und Unglück, Thränen und Gräber, und vor ihr berührt das Leben wie die niedergehende Sonne auf den nordischen Meeren am langen Tage nur mit dem Rande die Untergangs-Erde und steigt dann wieder morgentlich den Himmelsbogen hinauf. Der Liebe wendet sich ja die Himmelskugel, wie auch die irdische Welt sich dreht, stets mit aufgehenden Sternen zu. Wie ein Schiffer auf dem windstillen Meere, sieht sie ohne alle Erde, Himmel über, Himmel unter sich offen, und das Wasser, das sie trägt, ist blos der dunklere Himmel. Und welchen Himmel braucht denn wohl ein Menschenherz, dem ein zweites verliehen ist? In diesem hohlen Nietenleben, wo unsere Wünsche und Zwecke nur Stufen und keinen Gipfel finden, wo unsere Thaten mehr Andere, als uns beglücken können, und wo die reichste Seele zuletzt als eine zerbröckelte Sandwüste voll zerschlagener Felsen und Krystalle dasteht, ... in diesem Leben werden wir nur von der Liebe wie von einer

zweiten Welt gefüllt; und mitten im Todtenhause der Vergänglichkeit und an Gräbern und auf dem eigenen Sterbebette fühlt doch ein Herz, das glücklich liebt, nichts als Unsterblichkeit."

War diese Liebe jetzt in seinem Herzen?

O nein, nein, nimmermehr!

Entsetzen ergriff ihn, — Seelenangst bemächtigte sich seiner, — das Dasein fing an, mit drückender Schwere auf ihm zu lasten, — die Zukunft stand schwarz vor seiner Phantasie, — Muth und Lust am Schaffen schwanden, — er ward blaß und bläßer, ernst und schweigsamer — — ja endlich steigerte sich dieser Zustand bis in's Unerträgliche.

— — — — — —

Es war nach einer, in einem solchen Zustande durchwachten Nacht, als sich Jean Paul matt, abgespannt und düster erhob. Er, dem in der nächsten Zeit die Hand der liebenswürdigen, allgemein bewunderten, jungen, schönen und reichen Frau von Berlepsch werden sollte, . . . er war mit sich selbst zerfallen, . . . in all' dem anscheinend äußeren Glücke innerlich unglücklich.

Als er sich angekleidet und gefrühstückt hatte, trat er in sein Arbeitszimmer.

Ach! hier lag auf dem Schreibtische das Manuscript des „Titan". Es war noch aufgeschlagen von der

letzten Arbeit . . . die Feder ruhte daneben . . . aber . . . wie lange ruhte sie schon!

Störungen riefen ihn ja ewig davon weg. Der Tempel der Muse stand öde und verlassen, seit Amor, in Gestalt Emiliens, den seinen geöffnet.

Jean Paul blickte mit namenloser Traurigkeit auf das Manuscript. O sonst, sonst, wie glücklich, wie selig hatte ihn das Schaffen an seinen Werken gemacht. Wie waren Welten in seiner Seele aufgestiegen; — wie blühten, während er schrieb, Paradiese um ihn her; — wie göttlich erhoben fühlte er sich über den Staub der Erde; — wie schwelgte er in unendlicher Seligkeit! . . .

Dies geistige Schaffen war ja zu seiner zweiten Natur geworden, — es gab ihm Leben, es war sein Leben; — dies Schaffen allein befähigte ihn selbst zum erfolgreichen Genusse dessen, was ihm das Leben an Freuden bot. Jetzt drängte Lust und Genuß von allen Seiten auf ihn ein; aber er konnte sich ihrer nicht freuen, da die Wurzel seiner geistigen Existenz durchschnitten, ihm die Möglichkeit eines ruhigen, schönen und gedeihlichen Schaffens genommen war.

Fast mit Wehmuth setzte er sich nieder. War es ihm denn heute wohl möglich, an seinem lieben „Titan“ ungestört weiter arbeiten zu können? Ach, alle diese Störungen rissen ja jedesmal ebenso den Faden

der Gedanken auseinander, wie die Stimmung, in die sich der Autor versetzt hatte. Wie konnte er still-beglückt mit seinem Albano, mit seiner Liane leben, denken und lieben, wie seine sprudelnden humoristischen Figuren der Seele mit genialer Frische und Originalität entwachsen lassen, wenn nur eine Figur, ein Wesen — Emilie — das Recht der Existenz in seinem Herzen und in seinem Geiste beanspruchte?!

Jetzt, als er die Feder wieder aufnahm, schlug ihm ordentlich das Herz vor Freude; es dämmerte ihm das alte holde Glück stiller Arbeitsstunden entgegen, und, eine Thräne wehmüthiger Erinnerung im Auge, gedachte er des kleinen unscheinbaren Stübchens in Hof, wo, an der Seite seiner guten Mutter, so manch' herrliche Schöpfung entstanden war.

Der wahre echte Schriftsteller kennt eben nichts Höheres . . . als sein geistiges Schaffen. Und wie Napoleon, nachdem er nach langem Werben um die Hand seiner geliebten Josephine, als er sie zum Altare geführt, schon nach zwei Tagen wieder auf das Schlachtfeld eilte, wo seines Wesens und seines Daseins Schwerpunkt lag, so zieht es den Dichter und Schriftsteller immer wieder nach seinem Arbeitstische, nach dem Schlachtfelde des Geistes und der Geburtsstätte großer und schöner Gedanken.

Nehmt Napoleon das Schwert und dem Dichter die

Feder . . . und sie erbleichen zu traurigen Ossianischen Schatten und schwinden in Nichts dahin!

Und wie Jean Paul sann . . . und dachte . . . und schrieb . . . ward es immer heiterer auf seinem Antlitz, und immer wärmer glühten die Wangen an, und immer höher strahlten die Augen, und immer glücklicher ward der Ausdruck seines schönen Gesichtes.

Aber es dauerte keine halbe Stunde, da fuhr ein Wagen vor : . . und . . . wenige Minuten später trat sein Bruder ein und meldete ihm: unten stehe die Equipage der Frau von Berlepsch; sie lasse ihn bitten, doch gleich zu ihr zu kommen. Sie erwarte ihn zu Hause.

Jean Paul erblaßte. War es denn nicht, als ob das Schicksal gesprochen? und ihm nun den Fluch entgegendonnere: „Hinaus aus deinem Paradiese, es ist auf ewig für dich verloren!“

Anfangs weigerte sich sein männlicher Stolz, dem Wunsche der schönen Frau zu gehorchen; nach einigen Minuten Ueberlegung aber stand er mit Entschiedenheit auf: Ja, er wollte hingehen . . . aber jetzt auch ein für allemal sein Verhältniß mit Emilien der Art ordnen, daß ihm wenigstens für seine Arbeiten die nöthige Zeit bleibe. Das war er sich, das war er seinem Namen als Schriftsteller schuldig.

Emilie empfing ihn mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit.

Jean Paul war ernst, ja trübe.
„Was haben Sie, Bester?“ — frug sie ihn.
Richter sprach sich aus.
Emilie lachte unbefangen und heiter.

„O, Sie Unglücklicher!“ — rief sie dann mit der Naivetät eines Kindes. — „Sie Unglücklicher! das Schicksal ruft sie aus ihrer langweiligen, einsamen Stube, von ihrem trockenen Schreibtische, der Ihnen außerdem immer bleibt, zu einer geliebten Frau, die so eitel ist, sich eben nicht zu den Häßlichen und Geistlosen zu zählen. Sie sind wirklich zu beklagen.“

Jean Paul stellte nun mit Ruhe und Freundlichkeit der Freundin vor, wie er seinem hohen Berufe treu bleiben müsse, wenn er sich, als Mann, nicht selbst verachten wolle.

Aber Emilie lachte hell auf, klatschte in die kleinen Hände, brach dann einige ihrer schönen Hyacinthen ab, warf sie scherzend nach ihm — der in dem Zimmer auf- und abging — und rief:

„O, Liebster, Bester! wo denken Sie hin! Sie haben lange genug der Schriftstellerei angehört, Sie sollen es auch noch ferner. Ich werde stolz wie eine Königin sein, wenn Sie auch weiter noch ganze Wälder von Lorbeeren ernten. Aber jetzt und in der ersten Zeit unserer Ehe gehören Sie ganz und ausschließlich mein; . . . und später . . . nun . . . da werde ich mich viel-

leicht herablassen, mit meiner gewaltigen Nebenbuhlerin, Ihrer Muse, einen Tractat abzuschließen."

„Emilie!" — hub Jean Paul an.

„Stille, mein Freund!" — sagte die kleine Wittwe — „hören Sie erst, wie ich mir Alles ausgedacht. Wenn Sie einverstanden sind, heirathen wir in vier Wochen. Bis dahin versteht es sich von selbst, daß Sie die Feder ganz niederlegen und dafür sich und Ihr Herz mir zu Füßen. Ich denke, die Aufgabe ist süß und angenehm genug, um nicht bekritisirt zu werden. Nach der Hochzeit gehen wir nach Dresden, Seifersdorf, Tharand und auf der Elbe nach Wörlitz, wo ich Sie überall meinen Verwandten vorstellen muß und Sie so viel und so anhaltend den liebenswürdigen Chevallier, den glücklichen jungen Gatten zu machen haben, daß wahrlich für nichts anderes Zeit und Gedanken bleiben. Den Sommer verbringen wir dann in Gohlis — Sie haben der Erholung und der Ruhe sehr nöthig — und im kommenden Winter . . . nun da bleiben dann wohl auch Stündchen zu Ihrer Muse übrig."

Jetzt war es Jean Paul, der heiter auflachte.

„Sie sind heute wieder in köstlicher Laune, meine Holde!" — sagte er freundlich, an den eingefangenen Hyacinthen riechend. — „Nur nicht zu hitzig, Beste! Vergessen wir nicht: der Ehestand ist oft ein verkehrtes

Fieber, das mit Hitze anfängt und mit Kälte endigt; wie der berühmte Arzt und Anatom Shelden zu London seine Geliebte nach ihrem Tode skeletirte, um sie stets um sich zu haben."

„Pfui!" — rief Emilie — „wie schrecklich!"

„Nun," — meinte Jean Paul — „Sie würden mich in der Ehe nicht gerade skeletiren, aber durch allzugroße Liebe umbringen . . . wenigstens geistig. Es ist nur gut für mich, daß diese Pläne auf Scherz beruhen."

„Wie so?" — frug Emilie.

„Nun, im Ernste können Sie doch nicht so sprechen?"

„Halten Sie mich für ein Kind?"

„Ja! aber für ein schönes und äußerst liebenswürdiges."

„Ich sprach indeß eben im völligsten Ernste."

„Das ist nicht möglich!"

„Warum?"

„Weil Sie recht gut wissen, daß ich nie auf so etwas eingehen könnte."

„Wie so?" — frug Emilie, das Köpfchen leicht hebend.

„Nun! Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze . . ."

„Schätze?"

„Anbete, wenn Sie wollen! aber Sie werden mir gewiß nicht zumuthen, meine Selbstständigkeit

als Mann, meine Existenz als Schriftsteller aufzugeben."

„Nein, mein Edler!" — sagte Emilie mit etwas piquirtem Tone, indem sie das kleine Stumpfnäschen noch höher hob — „ich muthe Ihnen nichts zu, als ... glücklich zu werden."

„Aber, meine Beste, Sie sind auf dem Wege, dies schöne und edle Ziel zu verfehlen. Der Mann wird und kann nie glücklich werden, dessen höhere, geistige Existenz die Liebe vernichtet."

„Ich kenne nur ein Glück" — rief hier Emilie heftig — „und das ist Dein Besitz! . . Die Erde ist nur schön, hat nur Glück für mich, weil sie Dich trägt!" —

„Und sie ist, meiner Ansicht nach, zu beneiden, ein so schönes und liebenswürdiges Weib hervorgebracht zu haben, wie Sie, meine Verehrteste. Allein dies bei Seite gesetzt, müssen wir die Dinge nehmen, wie sie sind. Sie wollen, in Ihrer Herzensgüte, mein Glück; . . . Sie bieten es mir großmüthig mit Ihrer Hand, . . . ich nehme sie dankbar an . . . aber . . ."

„Was aber!" — fuhr Emilie gereizt auf.

„Sie müssen alsdann auch so einsichtsvoll sein, den, den Sie als Gatten wählen, nicht als Menschen vernichten zu wollen. Ich bin nur, was ich bin, indem ich Schriftsteller bin. Mein Wesen, mein Sein,

mein Glück beruhen in meiner literarischen Wirksamkeit. Nehmen Sie mir diese, so nehmen Sie mir Alles. In Ihrem und meinem Interesse muß ich also meine Selbstständigkeit als Autor und Mann aufrecht erhalten."

Aber von dieser Aufrechthaltung der Selbstständigkeit als Schriftsteller und Mann wollte die schöne junge Wittwe — dies reizende, aber eigenwillige und verzogene Kind — nichts wissen. Da sie in sich nur und allein ihre Liebe mit der vollsten Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit walten ließ, — da sie sich dabei bewußt war, daß sie den geliebten Mann wirklich aus vollstem Herzen zu beglücken wünsche, — so verlangte sie von dem Geliebten auch eine völlig rücksichtslose Hingabe an sie.

In gesteigerter Heftigkeit sprach sie dies jetzt auch aus. Alles fing dabei an ihr zu glühen und zu beben an.

Jean Paul sah mit Entsetzen neuen Scenen entgegen; aber er fühlte auch, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen sei.

Mit schöner und bewunderungswürdiger Ruhe, mit der ganzen Würde und Kraft eines Mannes von Geist und Herz stellte er Emilien noch einmal alles vor, was — für den Fall eines ehelichen Bündnisses zwischen ihnen — ihr gegenseitiges Glück und den Frieden ihres

Hauses bedinge. Hoch und herrlich hob sich dabei seine Gestalt, in wunderbar schönem Feuer blitzten und leuchteten seine seelenvollen Augen, in hoher Begeisterung erglänzten seine Züge, als er von der Größe, von der Würde, von der Bedeutung seines schriftstellerischen Berufes sprach. Und was er sprach, war der Ausdruck der ihn durchdringenden Wahrheit. Jean Paul fühlte sich in der Tiefe seines Inneren als ein Werkzeug des Ewigen: der gedrückten, leidenden Menschheit zum Trost, zur Erhebung, zur Verklärung gesandt.

Aber schon hatten die Dämonen der Herrschsucht, des Eigensinnes, der unbedingten Rechthaberei in dem Köpfchen der jungen Frau den Sieg über die Vernunft davongetragen.

Glühend vor Zorn, aber ohne zu wissen, was sie that, knickte sie jetzt eine der Hyacinthen nach der anderen. Ihre Eifersucht flammte so himmelhoch auf, daß sie selbst die Muße des Geliebten hätte vernichten können: ihr, ihr allein, sollte er gehören!

„Was kümmert mich hier die Welt, was die Menschheit!“ — rief sie, Thränen des Zornes in den schönen Augen — „wenn es sich um Deine Liebe handelt! ohne Dich existirt die übrige Welt so wenig für mich, als ob sie in Nichts versunken wäre! In der Ehe bist Du mein . . . und mein allein!“

Aber auch Richter's Geduld nahte jetzt ihrem Ende.

Schon sah er wieder Blut im Schnupftuche, und . . . — was ärger war . . . zwei verblutende Herzen in einer unglücklichen Ehe. Nein! nein! nein! so durfte es nicht kommen! Je mehr sich Emiliens Leidenschaftlichkeit steigerte, desto klarer ward es ihm . . . daß dies Band nicht geknüpft werden dürfe.

Himmel! da kamen die Thränen wieder. Die Scene steigerte sich bis zum Aeußersten. Jean Paul griff sich verzweifelt in seine Haare . . . aber plötzlich faßte er sich.

Fest und männlich, aber bleich wie der Tod, — des Weinens, Schluchzens, der Vorwürfe ungeachtet — trat er ruhig zu Emilie und sagte:

„Emilie . . . jetzt ist es entschieden! Ich achte, ich ehre, ich liebe Sie, ich werde Sie stets dankbar verehren und auf den Händen tragen . . . aber als Gatten passen wir nicht zusammen. Lassen Sie uns als Freunde nebeneinander stehen und nicht Mörder werden an unserem gegenseitigen Lebensglück!“

Ein furchtbarer, Mark und Bein durchdringender Schrei Emiliens antwortete diesen Worten.

Abermals traten die Krämpfe in furchtbarem Maße ein. Aber diesmal wich Richter nicht. Drei Stunden saß er schweigend, von Schmerz und Qual zerrissen, an dem Bette der Leidenden.

Endlich legte sich die Wuth des Anfalles mehr und mehr . . . und auch im Inneren der bleichen schönen

Frau schien es stiller zu werden. Sie lag jetzt regungslos, mit geschlossenen Augen und ohne einen Laut von sich zu geben.

So ruht, durch Meisterhand aus weißem Marmor hingezaubert, der Genius des Todes über der Gruft einer schlummernden Königin.

Endlich hoben sich langsam die dicht beschatteten Augenlider; ... das in stillen Thränen schwimmende Auge zeigte von einem langen, schweren, in wunder Brust bestandenen Kampfe.

„Richter!“ — lispelte Emilie leise.

„Theure, ewig theure Freundin!“ — entgegnete Jean Paul und heiße schwere Tropfen liefen über seine Wangen und fielen auf Emiliens zarte, jetzt schneeweiße Hand.

„Nicht Sie . . . das Schicksal hat vorhin sein Urtheil gesprochen!“ — fuhr Emilie leise fort — „wir passen uns als Gatten nicht zu einander. Es ist wahr. Ich habe es in dieser letzten Stunde selbst empfunden. Der letzte Traum von Glück ist für mich ausgeträumt. Sie sind frei! ... aber bleiben Sie mein Freund!“

„O, verdammen Sie mich nicht!“ — flehte Jean Paul — „Ihr Bild steht wie ein Heiligenbild in meinem Herzen.“

„Edler Mann!“ — fuhr Emilie fort — „ich verdamme Sie nicht; aber auch mich nicht . . . denn ich

habe geliebt. Die blutende Wunde, die mir das Schicksal schlug, wird — wenn auch langsam — verharschen. Ich habe es erkannt, daß ich eine Thörin war. Ihr Geist hebt Sie bis in die Unermeßlichkeit. Sie sind dort, ... aber nicht auf der kleinen Erde zu Hause. Ferne Welten glänzen schöner unter Ihrer Feder, nahe Gegenstände werden uns lieber durch Ihre Darstellung; — Ihr volles, liebendes Herz berauscht . . . aber es täuscht uns auch ... wir wähnen dieser Liebe verwandt zu sein ... und . . . sie ist doch nur Gott verwandt. Möge dies himmlische Feuer ewig in Ihnen lodern! — — — Gehen Sie jetzt. Ich bedarf der Ruhe. — — — Möge Glück und Freude auf Ihren Wegen blühen, und Liebe und Freundschaft Ihr gutes Herz stets bewegen!"

„Emilie!" — rief Jean Paul — „und Sie verkennen mich nicht und bleiben meine Freundin?"

„Ich bleibe es!" — sagte Emilie — „und Sie?"

„Ewig Ihr warmer, treuer aufrichtiger Freund!"

Und Jean Paul küßte sanft die kalte todt-bleiche Hand und verließ das Zimmer.

Er sah, er hörte nichts von der Stadt; als er aber draußen im Freien war . . . allein mit sich, mit Gott und der Natur, und ihm der kalte Wind um Kopf und Busen strich . . . da kam er zu sich . . . da ward es auf einmal Licht in seiner Seele, — da war es, als ob sich Berge von seinem Herzen und von seinem Geiste

hinwegwälzten — da durchzuckte ein wunderbar seliger Gedanke sein ganzes Ich ... und wie neugeboren schrie er laut auf.

„Frei! frei! frei! ... Ich bin frei!“

Und es war, als ob sich ihm ein Himmel öffne und eine schwere Zeit unter seinen Füßen versänke. Jean Paul fühlte sich wieder Mann, — Herr seiner selbst, — sich seinem heiligen, schönen, göttlichen Berufe wiedergegeben! ... Sohn einer schönen Vergangenheit und einer noch schöneren und größeren Zukunft!

Und er jauchzte noch einmal: — „Frei! frei! frei! ... Ich bin frei!“ — und dankte Gott mit glühendem Herzen!

Bayerische Staatsbibliothek München

Berichtigungen.

S. 137. Paulus — soll heißen Paula.
„ 151. ihn — „ „ ihm.
„ 160. noch — „ „ nach.
„ 216. Wesen verwachsens — soll heißen Wesens verwachsen.
„ 219. vorenthaltend — soll heißen vorenthalten.

Avis:

Denjenigen von unseren Lesern, welche sich gern näher mit Jean Paul's Schriften bekannt machen wollen, empfehlen wir auf das Wärmste die neueste Ausgabe derselben, die unter dem Titel: Jean Paul's Werke (Georg Reimer, Berlin 1860—61) in 90 Lieferungen à 4 Sgr. (zus. 34 Bände) erscheint. Circa 30 Lieferungen davon sind bereits ausgegeben.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.